

DER FELS

Leo Kardinal Scheffczyk:

Evangelisierung unter marianischem Vorzeichen

S. 35

Walter Kardinal Kasper:

Ökumenischer Dialog vergebliche Mühen?

S. 46

Jürgen Liminski:

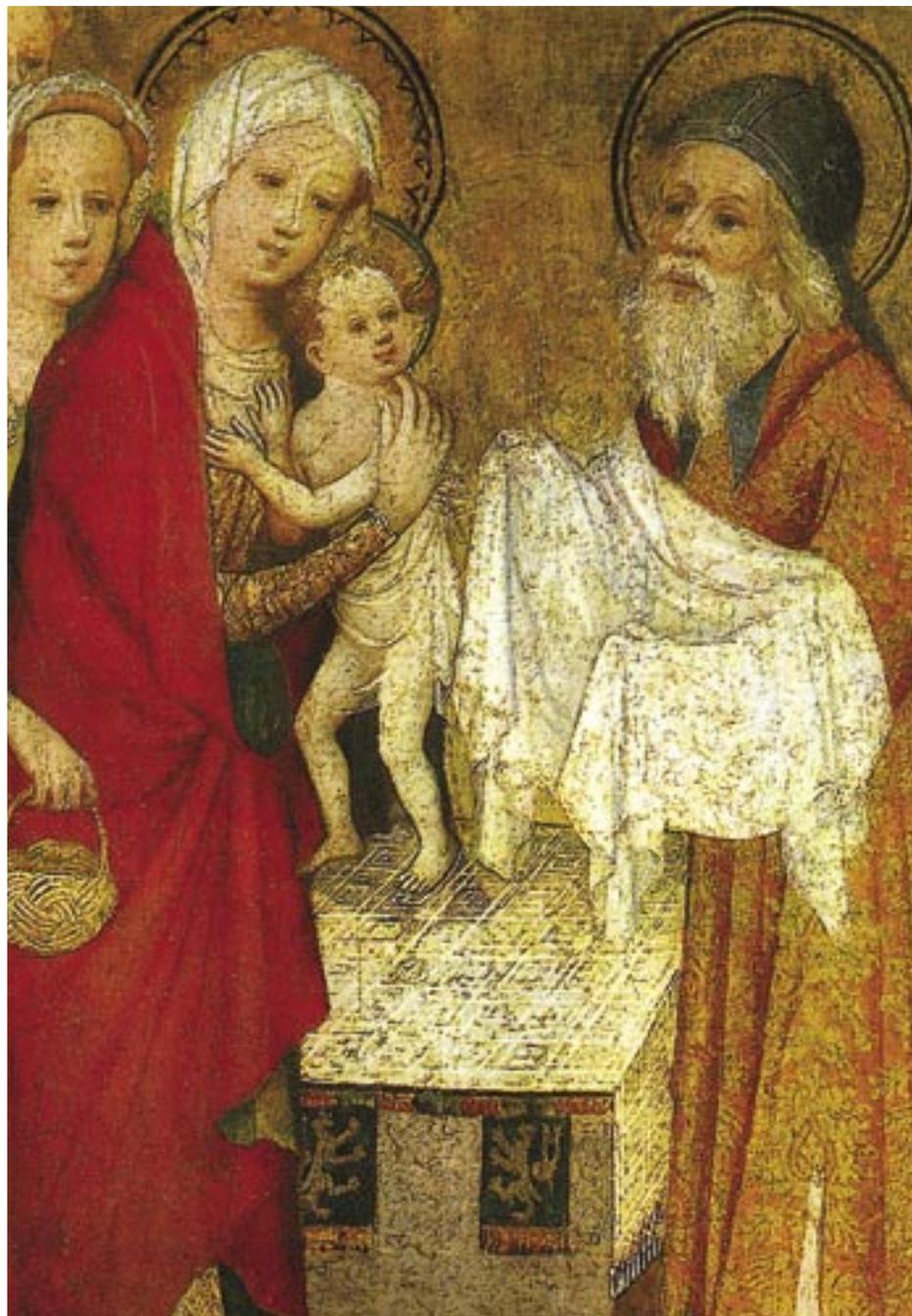
Entscheidend ist die Persönlichkeitsbildung

S. 53

Katholisches Wort in die Zeit

36. Jahr Nr. 2

Februar 2005



INHALT

Leo Kardinal Scheffczyk:
Evangelisierung unter marianischem
Vorzeichen Teil I.35

Prof. Dr. Elmar Anwander:
Kaiser Karl und Kaiserin Zita.....40

P. Reinhard Bottner OSB:
Afrika – wo die Kirche
wächst und blüht.....42

Pfr. P. Franz Schaumann SDB:
Wie in einer säkularisierten Welt
bestehen?.....44

Walter Kardinal Kasper:
Ökumenischer Dialog vergebliches
Mühen?.....46

Franz Salzmacher:
„Das Gute wird am Ende siegen“48

Ehrendomherr Pfr. Edmung Dillinger:
„Frühwarnsystem
nur für dieses Leben“.....50

Jürgen Liminski:
Entscheidend ist die
Persönlichkeitsbildung.....53

Auf dem Prüfstand57
Zeit im Spektrum59
Bücher61
Forum der Leser62

Impressum „Der Fels“ Februar 2005 Seite 63

Titelbild: Darstellung Jesu im Tempel;

aus: Jungfrau der Armen, Nr. 1/ 59 Jahrg. 15.1.1994

Fotos: 35 Lothar Schreyer: Bildnis der Mutter Gottes, Herdervlag Abb. 55; 36 Chrostoph Kühn: Der Glaube in Bildern, Libreria Editrice Vaticana, S. 115; 41 Elmar Anwander; 44 Renate Gindert; 45 Quentin Massys, 1517; 49, 50, 53, 54, 55 Liminski; 52 Sieger Köder, Die Bibel, Schwabenverlag; S. 33

Quelle S. 64: Helmut Moll im Martyrologium „Zeugen für Christus“, Schöningh 1999, Bd. I, S. 322-325



Liebe Leser,

„Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. Herr, höre meine Stimme. Wende dein Ohr mir zu, achte auf mein Flehen“. Der Psalm 130 steigt angesichts der größten Naturkatastrophe der Geschichte vom 26. Dezember 2004 in Südostasien aus der Tiefe der menschlichen Ohnmacht hervor. Bilder des Schreckens, die das Fernsehen übermittelte, zeigten, wie sich Menschen an Bäumen und Trümmern festhielten – wie sie sich an das Leben klammerten – bevor sie weggespült wurden. Diejenigen, die alles verloren, aber sich selber retten konnten, haben das Wichtigste behalten, nämlich das Leben.

Die Betroffenheit über die Zahl der Toten ist groß. Aber warum nur hier, bei diesem Drama, das sich auf offener Bühne, für alle sichtbar, abspielte; wo wir die Leichname am Strand liegen sahen und Rettungsmannschaften, die Menschen in Plastiksäcken aus dem Leben hinaustrugen? Warum sind wir nicht ebenso betroffen über die Tragödien, die sich hinter dem Vorhang mit der Aufschrift „Kultur des Todes“ vollziehen? Wir sind darüber gut unterrichtet. Ich denke z.B. an den gewaltsamen Tod ungeborener Kinder – in Deutschland an jedem Werktag ca. 1000, mindestens 300 000 im Jahr.

Nun sagen manche angesichts der Naturkatastrophe in Südostasien: Ich kann nichts mehr davon sehen und hören. Wie viel empörter werden sie auf den Hinweis über das angedeutete Geschehen hinter den Kulissen reagieren. – Das sei etwas völlig anderes! Man könne den Tod durch Abtreibung nicht mit dem Tod durch Naturkatastrophen vergleichen.

Richtig ist dabei: Für die Naturkatastrophe kann niemand zur Verantwortung gezogen werden.

Ganz anders ist es, wenn in Kliniken, die für das Leben geschaffen sind, ungeborene Kinder getötet werden, oder wenn dort alte und unheilbar Kranke per Euthanasie beseitigt werden. Wem das Leben genommen wird, der wird um die Chance gebracht, die das Leben gibt, nämlich seine Talente und Gaben zu entfalten. Das macht ja auch die Todesstrafe so problematisch.

Mit dem Monat Februar treten wir in die Fastenzeit ein. Fastenzeiten kennen die Religionen aller Völker. Was ist das spezifisch Christliche des Fastens? Es ist weit mehr als Zurückhaltung beim Essen, Verzicht auf Alkohol, Nikotin etc ... Fasten hat eine tiefere Bedeutung als das Mehr an Gesundheit durch biologische Entschlackung oder Gewichtsabnahme. Es besteht vor allem im Zugewinn an Freiheit, richtige Entscheidungen zu treffen, sich wieder Gott zuwenden zu können, Versöhnung mit ihm durch Vergebung der Sünden zu erfahren und so das Verhältnis zu Gott und zum Nächsten wieder in Ordnung zu bringen.

Wer als Christ die Gnadenchancen der Fastenzeit zurückweist, bleibt auch nach einem nur biologischen Heilfasten eingekerkert in einer Welt, die uns der französische Philosoph Jean Paul Sartre in ihrer letzten Konsequenz beschrieben hat. Es ist eine absurde Welt ohne Hoffnung. Leben hat darin keine Chance, weil jedes Tun im Grunde sinnlos ist. Nach Sartre ist der Mensch zur Freiheit verurteilt. Er lebt in einem tür- und fensterlosen Kerker.

Ganz anders bei Christen. Für sie hat das Leben eine unendliche Dimension, weil es offen für Gott ist. Selbst im Hungerbunker konnte Maximilian Kolbe Mitgefangene trösten, aufmuntern und Gott lobpreisen.

Nutzen wir die Fastenzeit, um das Leben wieder als Chance, Geschenk und Aufgabe, die Gott uns gegeben hat, zu begreifen.

Mit herzlichen Grüßen aus
Kaufering

Ihr Hubert Gindert

Evangelisierung unter marianischen Vorzeichen

Teil I

Das vorliegende Thema behandelt eine Frage, die nicht zum überlieferten Bestand marianischer Fragestellungen gehört. Es hat seinen Ursprung erst in der neueren Zeit, in der von den Päpsten das Anliegen der Neuevangelisierung betont in den Vordergrund des Interesses der Christenheit gerückt worden ist. Dabei könnte es scheinen, dass die Verbindung zwischen der Evangelisierung und der Mariengestalt etwas künstlich hergestellt wird, weil ja Maria in ihrem Leben angeblich nicht apostolisch oder missionarisch tätig war, so dass sie auch keinen Beitrag zur Evangelisierung hätte leisten können. Tatsächlich kommt eine neuere Stellungnahme der deutschen Bischöfe zu diesem Thema unter dem Titel: „Zeit der Aussaat! Missionarisch Kirche sein“¹ vom November 2000 ganz ohne Maria und ohne die Erwähnung ihres Namens aus.

Allerdings zeigt das Dokument gewisse Unzulänglichkeiten, so, wenn dort gesagt wird, dass es zur „Neuevangelisierung“ keiner „neuen kirchlichen Aktivität“ bedürfe² oder, wenn es heißt, dass es bei dieser Evangelisierung nicht um eine „Rechristianisierung“ oder um eine Rückkehr „zu einer vergangenen Gestalt des Glaubens gehe“³. Dabei wird nicht gesagt, was unter einer neuen Gestalt des Glaubens zu verstehen sei. So bleibt das Ziel der Evangelisierung hier im Unklaren und Vagen. Deshalb darf man hierzu die Frage stellen, ob nicht gerade der Ausfall jeglichen marianischen Bezuges die empfohlene Evangelisierung im Allgemeinen verschwimmen lässt.

Demgegenüber möchten die folgenden Überlegungen zu zeigen suchen, dass die

marianische Note einen wichtigen Beitrag zur Evangelisierung leistet, was schon in der Vergangenheit und in der Tradition der Kirche erkannt wurde. Das kann ein Blick auf Ansätze in der Vergangenheit zeigen.

1 Das marianische Moment im traditionellen Apostolats- und Missionsverständnis

Bei dem Befassen mit der Tradition kann man den marianischen Bezug nicht am Begriff der Evangelisierung / Evangelisation festmachen, weil dieser Begriff katholischerseits neueren Datums ist. Dagegen war er im evangelischen Bereich seit dem 19. Jahrhundert bekannt, wo er für die kirchliche Erweckung oder für die Volksmission eingesetzt wurde⁴. Man muss deshalb katholischerseits bei den älteren verwandten Begriffen des „Apostolats“ und der „Mission“

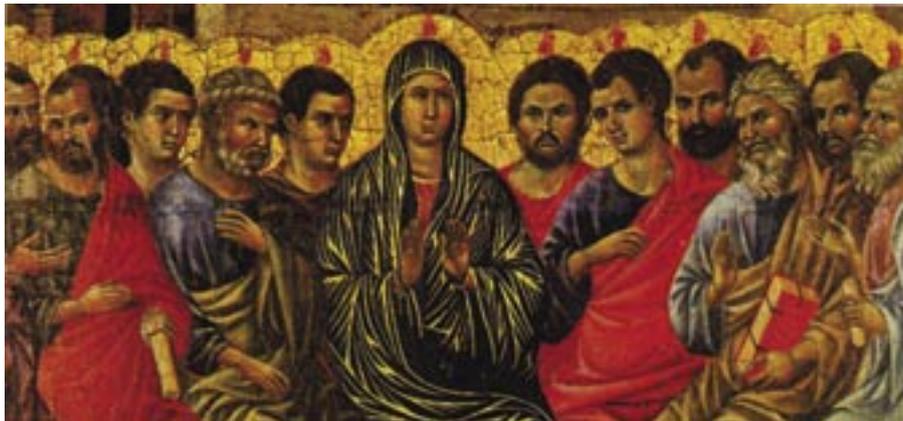
ansetzen, welche sich mit dem Ausdruck Evangelisierung berühren, auch, wenn der letztere noch eine spezifische Bedeutung besitzt.

Mit dem Gedanken von der Mission und dem Apostolat aber war schon in der Vergangenheit die marianische Ausrichtung innerlich verbunden. In den Missionszyklen der neueren Zeit, angefangen bei Leo XIII. (+ 1903), ist die für die Kirche wesentliche apostolische Tätigkeit mit Maria in Verbindung gebracht. Diese Verbindung wird manchmal nur indirekt angesprochen, nämlich durch die Verleihung gewisser Titel und Merkmale an Maria, die sie z. B. als Mitwirkende im Heilsplan Gottes bezeichnen. Das deutete Leo XIII. unter dem Titel „Adiutrix Populi“ an. Aber dieser Papst gestaltete die Verbindung zwischen Maria und dem Apostolat noch enger, wenn er von Maria sagte, dass sie den Aposteln „freigebig den Schatz jener göttlichen Worte spendete, die sie in ihrem Herzen bewahrte“⁵. Sie hat also in Christus den Schatz des Wortes Gottes aufbewahrt und aus seiner Fülle an alle ausgeteilt. Danach wies Pius XI. (+ 1939) in seiner Missionszyklika „Rerum Ecclesiae“ darauf hin, dass der Mutter Jesu „auf Kalvaria alle Menschen anvertraut wurden“⁶, nämlich zur Besorgung ihres Heils. Deutlich spricht der marianischen Apostolatsgedanken Pius XII. an, wenn er in dem Rundschreiben „Fidei Donum“ (1954) die Aufforderung Jesu an die Jünger „Fahrt hinaus auf den See“⁷ mit Maria in Verbindung bringt und sie in einer Ansprache als „Königin der Apostel“⁸ bezeichnet, was Johannes XXIII. ergänzt durch die Erhebung Marias zur „Königin der Missionare“⁹.

Maria – Mittlerin aller Gnadengaben



Verständlicherweise hat das Zweite Vatikanum diese Tradition aufgenommen, wenn es an zahlreichen Stellen von der Mitwirkung Marias am Werk des Erlösers spricht und im Missionsdekret sagt: „Wir beten inständig mit allen Christgläubigen, dass auf die Fürbitte der Jungfrau Maria, der Königin der Apostel, die Völker baldmöglichst zur Erkenntnis der Wahrheit geführt werden“¹⁰. Dies bedeutet, dass auch Maria in das Werk des Apostolats und der Mission eingeschlossen ist. Diese Überzeugung wird von Paul VI. (+ 1978) weitergegeben, wenn er in „*Marialis Cultus*“ sagt, „dass das Wirken der Kirche in der Welt gleichsam eine Weiterführung der Sorge Mariens ist“¹¹. Dabei wurden in diese Weiterführung der Heilssorge Marias in der neueren Zeit immer mit besonderem Nachdruck die Laien eingeschlossen, die mitberufen sind zur Ausübung der Heilssendung der Kirche. Von anderer Seite beleuchtet Johannes Paul II. den umfassenden marianischen Charakter von Mission und Apostolat, wenn er in seiner Missionsenzyklika „*Redemptoris Missio*“ an das Zusammensein Marias mit den Aposteln im Abendmahlsaal erinnert und daraus folgert, dass sich die Kirche mit Maria zusammenschließen müsse, „um Kraft für die Erfüllung des Missionsauftrages zu erhalten“¹². Das sind nur einige Beispiele für die vom Lehramt der Kirche vertretene Überzeugung vom marianischen Geist des Apostolats und der Mission.



Maria steht mit den Aposteln im Abendmahlsaal am Beginn der Kirche

Wem diese in der Kirchenlehre der neueren Zeit bekundete marianische Ausrichtung des Apostolats- und Missionsauftrags doch noch zu gering erscheinen sollte, der darf auf einen Tatsachenbeweis aus dem gelebten Glauben hingewiesen werden, nämlich auf die apostolischen Gemeinschaften und Missionsgesellschaften, die ihre Arbeit bewusst am Vorbild Marias ausrichten. Wiederum nur als Beispiel unter vielen

seien die „Missionschwestern vom hl. Namen Mariens“ (gegründet 1920) und ihr Programm genannt. In ihren Konstitutionen steht der bezeichnende Satz: „Dabei schauen wir auf Maria. Sie ist uns Vorbild in der Hingabe an Christus und in unserem Wirken für sein Reich. Ihre mütterliche Sorge leite uns, Christus im Leben der pilgernden Kirche zu dienen“¹³. Die Tatsache der marianischen Ausrichtung des Apostolats

und der Mission in der Kirche dürfte darum unbestritten sein.

Allerdings ist in all den genannten Beispielen aus der Tradition nicht von „Evangelisierung“ die Rede. Dieser relativ neue Begriff, der vom Zweiten Vatikanum nur beiläufig gebraucht wird, hat danach eine beherrschende Stellung erlangt. Dabei hat man anfangs zwischen Mission und Evangelisierung noch unterschieden, so wenn vom Konzil die „Evangelisierung als Ziel der missionarischen Tätigkeit“ ausgegeben wurde¹⁴. Danach wäre die „Mission“ die alles umfassende äußere Tätigkeit zur Aussaat des Heils in der Welt, die „Evangelisierung“ der innere Sinn und das geistige Ziel des Missionsgeschehens.

Dieser Unterschied scheint nun von der Enzyklika Pauls VI. „*Evangelii Nuntiandi*“ vom Jahre 1975 gänzlich aufgegeben zu sein, so dass von seiten mancher Theologen zu hören war, das Wort und die Sache der „Mission“ sei durch das „weichere Konzept“ der Evangelisierung ersetzt worden¹⁵. Hinter dieser unzutreffenden Interpretation steht eine verhaltene Kritik am Missionsgedanken überhaupt, die schon bei K. Rahner anklingt, wenn er vom Missionsdekret des Konzils sagt, dass in ihm

„die Missionspflicht“ der Kirche „weniger übertrieben auf Quantität der Leistung abgestellt“ wurde¹⁶. Die Bevorzugung des Begriffes „Evangelisierung“ mag aus der zeitnahen Erfahrung kommen, dass die Situation in den sogenannten Missionsländern der Lage in den ehemaligen christlichen Ländern weithin angeglichen ist, so dass die Aufgabe zur Verkündigung des Evangeliums in beiden Fällen die gleiche ist. Johannes

Paul II. aber, der in seiner Missionsenzyklika „*Redemptoris Missio*“ (1990) Kritik an der Preisgabe des Begriffes der „Mission an den (nichtchristlichen) Völkern“ übt und der dann den Begriff der „Neuevangelisierung“ vor allem auf die Gebiete der alten, im Glauben schrumpfenden Christenheit bezieht¹⁷, hat den genuinen Unterschied zwischen der „Mission der Völker“ und der „Evangelisierung“ wieder zur Geltung gebracht.

Seitdem wird der Ausdruck „Evangelisierung/Neuevangelisierung“ vornehmlich für die Aufgabe an den ehemals christlichen, jetzt entchristlichten Völkern gebraucht, ohne den inneren Zusammenhang mit dem Missionsbegriff aufzugeben. Entscheidend aber ist, dass auch das Geschehen der Evangelisierung in engem Zusammenhang mit Maria gesehen wird. So erklärt Paul VI., dass Maria „am Pfingstmorgen den Beginn der Evangelisierung mit ihrem Gebet unter dem Wirken des Heiligen Geistes eingeleitet“ hat, weshalb er sie zum „Leitstern der Evangelisierung“¹⁸ erklärt. Diese Überzeugung bekräftigt Johannes Paul II. in der Aussage: „Maria ist das Vorbild jener mütterlichen Liebe, von der alle beseelt sein müssen, die in der apostolischen Sendung der Kirche zur Wiedergeburt der Menschen mitwirken“¹⁹. Es geht also in der Evangelisierung um die Verkündigung und Vermittlung der von Christus gebrachten Heilswahrheit an die entchristlichte Welt, bei welcher Vermittlung Maria mitbeteiligt ist.

Die Mitbeteiligung Marias bedarf natürlich einer Begründung, die bisher in den kirchlichen Dokumenten noch nicht ausführlich geboten wurde.

2 Der Marienglaube als Grund für die marianisch bestimmte Evangelisierung

Der erste und tiefste Grund für die Mitbeteiligung Marias am Werk der Evangelisierung ist gewiss in der marianischen Fundamentalwahrheit von der jungfräulichen Gottesmutter zu suchen. Sie erbringt die einzigartige Beziehung der Mutter zu ihrem göttlichen Sohn, die auch in dem Umstand gelegen ist, dass Maria die einzige menschliche Erzeugerin des Menschen Jesus ist. Was diese Maria allein zukommende Stellung im Blick auf Jesus besagt, können wir mangels menschlicher Erfahrungen für dieses Einzigartige nicht ausmachen. Wir können daraus nur folgern, dass das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ein überaus inniges und umfassendes gewesen sein wird. Die Frage geht freilich weiter dahin, ob Maria durch diese einzigartige Mutterschaft nicht nur eine Beziehung zur Person des Sohnes, sondern

auch zu seinem Werk eingegangen ist und ob damit auch eine Mitbeteiligung an seinem Werk gegeben ist. Manche Kritiker der Marienlehre verneinen dieses und wenden mit einem etwas billigen Vergleich ein: „Weil Kolumbus Amerika entdeckt hat, kann man seine Mutter nicht Mitentdeckerin nennen“.

Aber dieser Vergleich verkennt gänzlich die Eigenart und Besonderheit der menschlichen Geburt Christi aus Maria durch den Heiligen Geist; denn die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist nicht nur wie die Geburt eines Menschen die Voraussetzung für seine spätere Lebenstat, sie ist vielmehr schon selbst diese Tat in ihrem Grund und Kern. Dies besagt, dass die Geburt Jesu aus Maria selbst schon ein erlöserisches Geschehen, ein Heilsereignis war, aus dem alle folgenden Taten des Erlösers hervorgingen. Maria aber war bei dieser grundlegenden Heilstat der Annahme des Erlösers und seiner Übergabe an die Menschheit mitbeteiligt. Diese Mitbeteiligung wird von der Heiligen Schrift mit Bedacht und mit großer Eindringlichkeit festgehalten, insofern Marias Zustimmung zu dieser Gottestat von

Gott erfragt und Marias Jawort in sie einbezogen wird (Lk 1,26-38). Keine andere Frau wurde je von Gott um ihre Einwilligung zum Mutterwerden ersucht. Indem aber Maria von Gott um ihre Zustimmung gefragt wurde, ging Maria in dieses Geschehen innerlich ein.

Ohne die Zustimmung Marias wäre die Menschwerdung des Sohnes nicht geschehen und uns die Erlösung nicht gebracht worden. Diese Mutterschaft bedeutete deshalb für Maria eine innerliche Mitbeteiligung am Leben und Wirken des Erlösers, was sich auch an der äußeren Lebensgeschichte der beiden deutlich erweist, z. B. an der Mithilfe Marias bei der ersten Wundertat Jesu in Kana (Joh 2,1-11) und bei der Anwesenheit Marias unter dem Kreuz (Joh 19,25-27). Die Theologie hat deshalb die Besonderheit der Mutterschaft Marias bald in ein spezielles Wort gefasst und sie als sogenannte integrale, ganzheitliche oder universale Mutterschaft ausgegeben. Man hat Maria nicht nur einfach als Mutter Christi bezeichnet, sondern auch als Mutter *und Magd*, als Mutter *und Braut Christi*, als Gebälerin *und Helferin* Jesu Christi anerkannt. So

Vatikanvertreter weist Gerüchte über Fatima zurück

„Es ist keine Rede davon, dass Fatima ein interreligiöses Pilgerzentrum wird“, sagte Erzbischof Michael Fitzgerald. Es sei ein Ort des Gebetes, und jeder sei willkommen.

Fatima (www.kath.net) Wird der weltbekannte Marienwallfahrtsort Fatima ein multi-religiöses Pilgerzentrum? Dieses in den letzten Tagen verbreitete Gerücht hat nun ein hochrangiger Vatikanvertreter zurückgewiesen. Erzbischof Michael Fitzgerald, Präsident des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, erklärte gegenüber „The Universe“, die Befürchtungen seien unbegründet. Fatima werde definitiv ein Ort des Gebetes bleiben, welcher der Muttergottes geweiht ist.

Die Gerüchte kamen auf, nachdem eine portugiesische Wochenzeitung berichtet hatte, dass

der Rektor des Marienheiligtums, Msgr. Luciano Guerra, bei einem ökumenischen Kongress in Fatima festgestellt habe, der Wallfahrtsort werde sich „zum Besseren verändern“. Vor Hindus, Muslimen, Juden, Orthodoxen und Buddhisten meinte er, die Zukunft von Fatima müsse über die Schaffung eines Heiligtums gehen, wo verschiedene Religionen sich vereinen könnten.

Gläubige in Portugal und darüber hinaus waren empört. Dies widerspreche allem, wofür Fatima stehe, kritisierte Patricia Waters von der englischen Vereinigung „Friends of Fatima“ gegenüber „Total Catholic“. Erzbischof Fitzgerald, der bei dem Treffen anwesend war, beruhigte. „Es ist keine Rede davon, dass Fatima ein interreligiöses Pilgerzentrum wird. Hier ist ein Ort des Gebetes, ausgerichtet auf Unsere Liebe Frau, und jeder ist willkommen.“ Er stellte wei-

ters klar, dass das interreligiöse Treffen vom Pilgerzentrum selbst und nicht vom Vatikan organisiert worden sei. Die Debatten auf dem Kongress seien Teil eines Prozesses gewesen, der die „interreligiöse Dimension“ des Heiligtums in der Kirche und der Welt von heute reflektiere. Es habe keinerlei „praktische Konsequenzen“ von dem Treffen gegeben. Fitzgerald: „Es wird das Wesen des Heiligtums nicht verändern.“

Nicht zuletzt wurde auch über die Errichtung einer modernen Basilika diskutiert. Das Marienheiligtum wird komplett renoviert. Ein neues Gotteshaus soll in der Nähe der 1921 errichteten bestehenden Kirche gebaut werden.

Kath.net berichtete über eine Stellungnahme des vatikanischen Erzbischofs Michael Fitzgerald zu Gerüchten über Fatima.

war die Mutterschaft auch mit dem Heilswerk des Herrn verbunden.

Das Heilswerk des Herrn richtet sich aber auf die ganze Menschheit und kommt den Menschen zugute, zuerst den Gläubigen. Deshalb betrifft die Mutterschaft Marias in ihrer Auswirkung auch die Gläubigen und grundsätzlich alle Menschen. Darum war schon der Alten Kirche der Grundsatz bekannt, den der heilige Augustinus genauer formulierte, wenn er sagte: Die Mutter Christi ist auch „die Mutter der Glieder Christi ... denn sie hat aus Liebe mitgewirkt, dass die Gläubigen in der Kirche geboren werden, die dieses Hauptes Glieder sind“²⁰, eine bedeutsame Aussage, die Johannes Paul II. in „Redemptoris Mater“²¹ wiederholt. Sie versieht Maria mit einer wirklichen Mutterschaft auch zu den Gläubigen, wenn auch dies eine Mutterschaft geistlicher Art ist. Dies meint, dass Maria die Gläubigen nicht physisch hervorgebracht hat, sondern dass sie durch Glaube und Liebe an ihrer Hervorbringung mitgewirkt hat. Daraufhin sind ihr bald auch schon die Titel „mater fidelium“ und „Mutter aller Lebenden“²² zuerkannt worden.

Aus der wirksamen Verbindung mit den Gläubigen und das heißt in Ausrichtung und Absicht mit allen Menschen ergab sich bald auch die Erkenntnis eines besonderen Verhältnisses Marias zur Kirche, der sie ja, wie Augustinus sagte, neue Glieder zuführt. So wurde Maria im Abendland schon von Ambrosius als „Typus der Kirche“ bezeichnet²³, als Urbild, in dem die Kirche von Beginn an personal verwirklicht war. Sie hat das am Ursprung vollführt, was Aufgabe der Kirche ist: im Glauben Christus aufzunehmen, mit ihm zu opfern (was an der Haltung Ma-

rias unter dem Kreuz [Joh 19,25-27] deutlich wird), und die Früchte der Erlösung den Menschen zu übermitteln. Die Stellung Mariens am Ursprung der Kirche bot aber auch Anlass, Marias Verhältnis zur Kirche von diesem Ursprung her noch deutlicher zu charakterisieren und ihr, etwa seit dem 11. Jahrhundert, den Titel „Mutter der Kirche“ zuzuschreiben, den Paul VI. aus der alten Tradition betont wieder hervorholte. Er gab dafür auch die gültige Erklärung: „Als Mutter Christi ist Maria auch als Mutter der Gläubigen und der Hirten, d. h. der Kirche, anzusehen“. Er ergänzte diese Aussage dahingehend, dass Maria als „neue Eva, als Mutter der Kirche, für die Glieder Christi ihre mütterliche Aufgabe fortsetzt“²⁴. Dies gilt wieder

Diese Mutterschaft Marias in der Gnadenökonomie dauert unaufhörlich fort, von der Zustimmung an, die sie bei der Verkündigung gläubig gewährte und an der sie unter dem Kreuz ohne Zögern festhielt, bis zur immerwährenden Vollendung aller Auserwählten. Denn nach ihrer Aufnahme in die Himmel hat sie die heilbringende Aufgabe nicht niedergelegt, sondern führt durch ihre vielfältige Fürbitte fort, uns die Gaben des ewigen Heils zu verschaffen ... Deshalb wird die selige Jungfrau in der Kirche unter den Titeln der Fürsprecherin, der Helferin, des Beistandes und der Mittlerin angerufen“ (LG 62).

Katechismus der Katholischen Kirche Ziff. 969

nach dem Grundsatz der integralen, universalen Mutterschaft, die nicht nur den Anfang, sondern das ganze Leben der Kirche bestimmt.

Alle diese aus der Mutterschaft abgeleiteten Bezüge Marias zur Menschheit sind gleichsam konkrete Titel und Merkmale, insofern sie alle aus der Gottesmutterchaft entfaltet sind. Glaube und Theologie aber haben mit der Zeit das, was Maria an der Menschheit bewirkte, auch unter einem mehr *theoretischen* Titel gefasst, der ebenfalls von der Nähe zu Christus abgeleitet wurde. Man zeichnete Maria unter Wahrung des Unterschiedes zu Christus auch mit dem Namen „Mittlerin“ aus, weil sie durch ihre mütterliche Tat den Menschen das Heil vermittelte, ohne es, wie Christus, geschaffen und bewirkt zu haben. Diese christusvermittelnde Funktion wurde von der Christenheit, vor allem von der östlichen, zunächst in Bildern und Metaphern ausgedrückt, so, wenn Maria als „Brücke der Erde zum Himmel“ angesprochen, wenn sie als „Aquädukt“ oder „Himmelsleiter“ bezeichnet wurde.

In dem Bestreben, diese bildlichen Aussagen gedanklich zu präzisieren und sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, wandte man im Abendland schon im neunten Jahrhundert auf Maria die Bezeichnung „mediatrix“, „Mittlerin“ zwischen Gott in Jesus Christus einerseits und der Menschheit andererseits an. Maria rückte damit unter einem neuen Aspekt an die Spitze der Menschheit, insofern sie das Heil in Christus in ihrem Jawort für die ganze Menschheit angenommen und es durch ihr Handeln bei der Geburt wie unter dem Kreuz auf die Menschheit im Glauben und in der Liebe vermittelt und übergeleitet hat. Weil das, was das Heil der Menschheit im Inners-

¹ Die deutschen Bischöfe 68, Bonn 2000.

² Ebda., 6.

³ Ebda., 18.

⁴ Vgl. RGG ³II 1958, 770-775 (H. Rendtorff).

⁵ *Adiutricem Populi*, 1895, nr. 99.

⁶ AAS 18 (1926) 65-83.

⁷ AAS 49 (1957) 225-248.

⁸ *Discorsi e radiomessagi* (1946-1947), Roma 1947, 88.

⁹ *Princeps Pastorum*: AAS 51 (1959) 839-864.

¹⁰ *Ad Gentes*, nr. 42.

¹¹ *Marialis Cultus*, 1975, nr. 28.

¹² *Redemptoris Missio*, nr. 92.

¹³ Vgl. zum Ganzen H. M. Köster, Die marianische Spiritualität religiöser Gruppierungen: Handbuch der Marienkunde (hrsg. von W. Beinert und H. Petri), Regensburg 1984, 440-505; bes. ML (Marienlexikon) IV, 474, Marienschwestern vom hl. Namen Mariens (H. M. Köster).

¹⁴ *Ad Gentes*, nr. 6.

¹⁵ So u. a. Chr. Müller, Das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche *Ad Gentes*: Vierzig Jahre Zweites Vatikanum (hrsg. von Fr. X. Bischof und St. Leimgruber) Würzburg 2004, 321.

¹⁶ K. Rahner u. H. Vorgrimler, *Kleines Konzilskompodium*, Freiburg ²⁴1993, 600.

¹⁷ *Redemptoris Missio*, nr. 32.

¹⁸ *Evangelii Nuntiandi*, 1975, nr. 82.

¹⁹ *Redemptoris Missio*, nr. 92.

²⁰ *De sancta virginitate*, 6.

²¹ *Redemptoris Mater*, nr. 23.

²² Mutter der Kirche: ML IV, 553 (A. Bodem)

²³ Vgl. J. Huhn, Ambrosius: ML I, 126-129.

²⁴ AAS 60 (1968) 439.

²⁵ Vgl. *Miterlöserin*: ML IV, 484-486 (J. Finkenzeller).

ten ausmacht, die Gnade Gottes ist, die Jesus Christus als das Haupt der Gnade vollendet zusammenfasste, konnte seit dem frühen Mittelalter auch die Vorstellung und die Kennzeichnung Marias als „Mittlerin aller Gnaden“ Raum gewinnen. Durch die Anerkennung von Marias Vollendung im Himmel und durch ihre Erhebung an die Seite ihres Sohnes steigerte sich diese Stellung zur universalen Gnadenmittlerschaft Marias in der Weise der machtvollen Fürbitte bei ihrem Sohne.

Wenn man weiter bedenkt, dass Maria diese ihre Stellung innerhalb der Erlösung nicht passiv ertrug und nicht das Tun des Erlösers über sich ergehen ließ, sondern aktiv daran beteiligt war, kann man sich auch das Entstehen jener Vorstellung und jener Begrifflichkeit erklären, die

Maria betont die tätige Teilnahme am Erlösungswerk zusprach und sie als „coadiutrix“, als Mithelferin, oder als „socia“, als Gefährtin Jesu im Erlösungswerk, anerkannte und von ihr sogar eine gewisse „Miterlöserschaft“ behauptete, aber nur in Unterordnung unter Christus²⁵.

Unter dem Titel „Mittlerin“ und „Mithelferin“ tritt am deutlichsten zutage, dass Marias jungfräulich-mütterliches Mitwirken bei der Erlösung auch als apostolisch-missionarisches Tun und als Werk der Evangelisierung verstanden werden darf, näherhin als Bezeugung Christi im Glauben wie in der Liebe und der Weitergabe seines göttlichen Lebens an die Kirche wie an alle Menschen. Wenn Christus der Heilsbringer selbst ist, der im Hebräerbrief auch einmal als „der Apostel“ (Hebr 3,1) ausgegeben wird, dann darf und muss man das Mitwirken Marias auch als apostolisches, evangelisierendes Tun unter Christus anerkennen. Es setzte am Ursprung der neuen Heilszeit ein, konnte aber nicht ohne Fortsetzung gedacht werden; denn der Ursprung und der Anfang sind die Eröffnung des Ganzen, die diesem Ganzen auch ihre bleibenden Spuren aufdrücken. An all

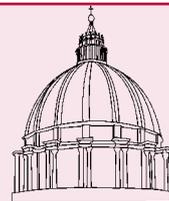
den genannten Daten und Fakten lässt sich ersehen, dass der Marienglaube in den gläubigen Grund jedes apostolischen Tuns in der Kirche hineingehört, ohne den auch der Auftrag einer Evangelisierung nicht zu denken und nicht zu bewältigen ist.

Dieser Auftrag zum dauernden evangelisierenden Apostolat könnte aber nicht sinnvoll vollführt werden, wenn die dazu berufenen Apostel und Evangelisten, und das sind alle Christen, nicht auch subjektiv ein persönliches Verhältnis zu Maria gewannen und wenn sie die objektive Wahrheit des Glaubens nicht auch in einem eigenpersönlichen Verhältnis zu Maria zum Ausdruck brächten, das dann zur Ausbildung einer Marienfrömmigkeit führt. All die genannten marianischen Erkennt-

nisse und Wahrheiten sind nämlich nicht entstanden ohne den Beitrag der Marienverehrung, nicht ohne die innerlich-religiöse Hingabe und Angleichung der betreffenden Gläubigen an Maria. Auch die Geschichte der Mission, der missionarischen Orden und Gemeinschaften zeigt, dass der marianische Einschlag ihres Wirkens nie ohne eine innige Verehrung der Gottesmutter zustande gekommen wäre. Deshalb muss die marianische Frömmigkeit als Formelement in das Werk der Evangelisierung aufgenommen werden. Wenn man darum den Marienglauben als geistigen Grund der Evangelisierung ausgibt, dann muss man die Marienverehrung als inneren Impuls, als Wachstums- und Expansionskraft der Evangelisierung verstehen und ernstnehmen.

Fortsetzung folgt
 Vortrag am 10.9.2004 auf der Dießener Sommerakademie, abgedruckt in „Maria – Mutter der Kirche“, 12. Theologische Sommerakademie in Dießen 2004; Preis des Buches 15,00 Euro, ISBN 3-980806-3-9
 Bestellung: Gerhard Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg; stumpf@ik-augsburg.de; Fax 08191-22680

Forum Deutscher Katholiken



Erklärung vom 8.1.2005

Die Diffamierung Kardinal Meisners durch den Spiegel muss mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden.

Denn Kardinal Meisner zeigte die generelle Ursache der Verbrechen gegen die Menschlichkeit auf. Er hat am Dreikönigstag im Kölner Dom gesagt:

„Mein Leben, mein Herz, mein Leib gehört nicht mir. Es ist sein [= Gottes] Eigentum. Ich kann über mein eigenes Leben und über das Leben anderer nicht verfügen. Ich kann es immer nur dankend empfangen. Es ist bezeichnend: Wo der Mensch sich nicht relativieren und eingrenzen lässt, dort verfehlt er sich immer am Leben: zuerst Herodes, der die Kinder von Bethlehem umbringen lässt, dann unter anderem Hitler und Stalin, die Millionen Menschen vernichten ließen, und heute, in unserer Zeit, werden ungeborene Kinder millionenfach umgebracht.“

Der Kardinal verharmlost oder mindert in keiner Weise die Verbrechen der Nationalsozialisten an den Juden. Er bringt vielmehr das millionenfache Unrecht der Ermordung von Menschen nachdrücklich ins Bewusstsein. Denn die ungeborenen Kinder unserer Zeit können ebenso wenig ihre Rechte einfordern, wie die wehrlosen Juden unter der NS-Diktatur.

Wenn eine spätere Generation über die massenhafte Tötung ungeborener Kinder ihr Urteil sprechen wird und fragt, ob die Kirche dazu geschwiegen hat, werden die Christen dankbar auf Persönlichkeiten, wie Kardinal Meisner, hinweisen. Das „Forum Deutscher Katholiken“ dankt Kardinal Meisner schon heute für seinen Mut!

*Prof. Dr. Hubert Gindert,
Vorsitzender*

Kaiser Karl und Kaiserin Zita

Wenig bekannte Seiten eines vorbildlichen Ehe- und Familienlebens

Karl und Zita lebten als junge sensible und verliebte Menschen und Thronfolgerpaar in einer kriegsbereiten, hysterisch nationalistischen und rassistischen Zeit. Houston St. Chamberlain, Schwiegersohn Richard Wagners und Begründer des germanischen Rassenwahns, erreichte mit seinem Buch „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ in zwölf Jahren zehn Auflagen, davon fünf „Volksausgaben“. Auch Kaiser Wilhelm II. las seine Bücher und Schriften begierig (Golo Mann).

Es war, wie Karl betonte, die Zeit der „pangermanischen und panslawischen Aspirationen“, die die Donaumonarchie zu zerreißen drohten. Damals, im Klima dieser rassistischen, kriegsbegierigen Heilserwartungen sagte Erzherzog Karl am Vorabend der Hochzeit zu seiner Braut Zita, der Bourbonenprinzessin aus Italien: „Jetzt müssen wir uns gegenseitig in den Himmel helfen“.

Nach zwei Jahren an der Ostfront mit ihren schrecklichen Menschenopfern trat Karl nach dem Tod Kaiser Franz Josefs am 21. November 1916 die Regierung an und bezeichnete sofort in einer kurzen Ansprache an seine Minister die Bemühungen um Frieden als die „Hauptaufgabe“. Mit Initiative und Unterstützung seiner Frau folgten denn auch sogleich seine Friedensbemühungen mit seinem Schwager Sixtus von Parma, die hoffnungsvolle Antwort auf die Vermittlungs- und Friedensinitiative Papst Benedikt XV., und weitere Friedensbemühungen, vor allem durch den österreichischen Botschafter in London, Graf Menndorff-Pouilly, am 18. und 19. Dezember 1917 in Genf. Der Kaiser „widersetzte sich auch Angriffen auf die Zivilbevölkerung und lehnte Bombardierungen

Von Kaiser Karl und seiner Frau Zita ist wenig über ihre vorbildliche Ehe bekannt. Seine Sozialgesetzgebung und die Einrichtungen zu Gunsten der schwächer gestellten werden meist totgeschwiegen. Seine Friedensbemühungen werden vielfach entstellt dargestellt. Um den Seligsprechungsprozeß zu verhindern, hat man Kaiser Karl zu Unrecht die Verantwortung für den Giftgaseinsatz von 1917 an der italienischen Front zugeschrieben. Dieser Beitrag will insbesondere sein vorbildliches Ehe- und Familienleben herausstellen.

auf Städte wie beispielsweise Venedig strikt ab“. All diese einsamen Bemühungen um Frieden „ohne Annexionen, ohne Kriegsentschädigungen, ja sogar mit kleinen, eigenen Opfern“ galten der starken auf den „Siegfrieden“ ausgerichteten Kriegspartei (dem Generalstab unter Ludendorff und Hindenburg und ihrer breiten Anhängerschaft in Deutschland und in Österreich, insbesondere den Deutschnationalen in Österreich, im österreichischen Generalstab und im österreichischen Außenministerium unter Graf Czernin) als „verräterisch und unehrenhaft“ und „feig“. Über Kaiser Karl wurden Schmutzkübel von Verleumdungen ausgegossen, vom Alkoholismus bis zur Hurerei, über Kaiserin Zita, die „Italienerin“ und Verräterin, die den Kaiser beherrscht und Aufmarschpläne an Italien ausgeliefert habe usw. Zur Verleumdung, „der schwache“ Kaiser stehe völlig unter dem Einfluss seiner italienischen Frau, schrieb Karl später: „Es ist ja begreiflich, dass Mann und Frau über Dinge sprechen, die ihnen beiden am nächsten liegen, – das ist bei Monarchen die Politik für das Wohl der Völker und für die Erhaltung der Macht auch für spätere Generationen. Hat ein Mann eine Frau,

die sich für seine Sorgen, Nöte und Freuden nicht interessiert, so ist diese Ehe für gewöhnlich auch nicht glücklich; gerade so ist es auch in den höchsten Kreisen ... Hat eine kluge Frau im Bannkreis der Krone nun eine kluge Idee, so ist es doch Pflicht des Mannes, sich diese Idee gut zu überlegen und sie eventuell in die Tat umzusetzen ...“.

Zu den Verleumdungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, wo der militärische Gaskrieg nicht im geringsten verurteilt wurde, trat hingegen in den Jahren um die Seligsprechung der Gasein-

satz an der Isonzo-Front als ein neuer, aus heutiger Sicht schwerer Vorwurf auf. Kaiser Karl habe als Oberbefehlshaber die volle Verantwortung für den Giftgaseinsatz bei der Durchbruchschlacht von Flitsch-Tolmein an der italienischen Front am 24. Oktober 1917. Es stand jedoch völlig außerhalb der Möglichkeiten und der geschwächten realen Macht des jungen österreichischen Kaisers, der im Raum Flitsch-Tolmein erfolgreich operierenden 14. deutschen Armee den Einsatz ihres Gaswerfer-Bataillons zu verbieten, umso mehr, als Gas von Freund und Feind schon seit 1916 als neues Kriegsmittel eingesetzt wurde. Im „gemeinsamen (deutsch-österreichischen) Kriegsrat“ hatte der deutsche Kaiser den Vorsitz.

Als sich die Niederlage der Mittelmächte abzeichnete, wurde es um das Kaiserpaar immer einsamer. Karls Friedenssehnsucht konnte sich schließlich nur noch in der Annahme der 14 Punkte des amerikanischen Präsidenten Wilson und im darauffolgenden Manifest an die „österreichischen Völker“ mit der Aufforderung zur Bildung von „Nationalräten“ „aus den parlamentarischen Reichsratsabgeordneten jeder Nation“ bewähren. Zwar hat dieses Manifest nicht mehr

den beabsichtigten Staatenbund, wohl aber die kampflose Auflösung der Monarchie ermöglicht und kann so zu den Friedenstaten Kaiser Karls gezählt werden. Am 11.11.1918 verzichtete der Kaiser im Einverständnis mit seiner Frau, ohne abzudanken, auf „jeden Anteil an den Staatsgeschäften“ und zog sich mit Rücksicht auf seine Familie aus dem durch Rote Garden gefährdeten Schönbrunn auf sein Privatschloss Eckartsau, nahe der Donau, zurück. Am 12.11.1918 beschloss dann der österreichische Nationalrat die Errichtung der Republik Deutschösterreich „als Bestandteil der Deutschen Republik“, auch mit den Christlichsozialen, deren Führer (Prälat Hauser und Jodok Fink) von einem Tag auf den anderen ihr Treueversprechen gebrochen hatten. Nur der Abgeordnete Wilhelm Miklas, der spätere Bundespräsident, stimmte dagegen. Er hat dann auch als erster die Seligsprechung Kaiser Karls angeregt.

Den Aufenthalt des Kaisers in Österreich betrachtete die Regierung als Gefahr für die Republik und betrieb deshalb seine Exilierung. Weil es in Eckartsau für die Familie immer bedrohlicher wurde, entschloss sich das Kaiserpaar am 23. März 1919 zu der vom englischen Oberst Strutt vorbereiteten Ausreise in die Schweiz. Das unerschütterliche Gottvertrauen des Kaiserpaares zeigt sich auch darin, dass im Exil drei der acht Kinder zur Welt kamen.

Die beiden Restaurationsversuche als feierlich gekrönter König (30.12.1916) von Ungarn im Jahr 1921 verfolgte Karl nach einer über Mittelsmänner (u.a. seine Schwäger Sixtus und Xavier von Parma) mündlich vom französischen Ministerpräsidenten Briand – für den Fall des Erfolges – zugesagten Unterstützung und mit einer Ermutigung Papst Benedikt XV. Karl, der eine friedliche Übergabe der Macht durch den Reichsverweser erwartete, brach sie jeweils ab, bevor sie zum Bürgerkrieg führten. Beim zweitenmal begleitete

ihn seine Frau, obwohl sie mit ihrem achten Kind schwanger war. Die Restaurationsversuche scheiterten an der Treulosigkeit des Admiral Horthy, der sich, nach dem bolschewistischen Intermezzo Bela Kuns, zum ungarischen Reichsverweser emporgeschwungen hatte. Karl und Zita wurden im Kloster Tihany am Plattensee gefangengehalten, und eine eilig einberufene Botschafterkonferenz der



Familienbild von Kaiser Karl und Kaiserin Zita

Alliierten entschied, dass sie auf einem englischen Kriegsschiff ins Exil nach Madeira gebracht werden sollten. Am 19. November kamen sie in Funchal an, wo der Kaiser nach einer Lungenentzündung am 1. April 1922 starb, in den Armen der Kaiserin. Das letzte Wort, das der Kaiser ihr (eine Stunde vor seinem Tod) sagte war: „Ich liebe dich unendlich“. Die Kaiserin war mit ihrem postum geborenen Kind im siebten Monat schwanger. Dennoch hielt sie Karl von halb sieben früh bis zum Tod, sechs Stunden, mit ihrem linken Arm umschlungen, mit ihrem linken Arm umschlungen, „seine Stirne berührte ihre Wange ... und mit der rechten Hand hielt sie die seine oder wischte ihm den Schweiß von der Stirn“. In den letzten Minuten stärkte Zita ihn: „Der Heiland kommt und holt dich“. Antwortend hauchte Karl seine letzten Worte: „Jesus komm“ und wiederholte: „Dein Wille geschehe, Jesus ... komm! Ja, ja mein Jesus, wie du willst – Jesus ...“. Im Augenblick des Todes „rief sie ‘Karl, was fang ich an allein’ und flüsterte ihm noch stundenlang ins Ohr...“. So

ist der Kaiser, der täglich in der Messe betete und kommunizierte, eines „heiligmässigen Todes“ gestorben.

Er „war tief religiös ... Vielleicht trug ihm nichts mehr den Hass seiner Feinde und Gegner ein als seine fromme kirchliche Gesinnung ... Es war keine düstere, fanatische Frömmigkeit, die ihn beherrschte, sondern ein frohes Bekenntnis, das ihn glücklich machte. Darin lag auch seine sittliche Stärke...“. So schilderte der bekannte österreichische Historiker Hugo Hantsch (1895-1972), ein Zeitgenosse Kaiser Karls, dessen gelebten Glauben. Zu seinen Großtaten im Sinne der katholischen Soziallehre zählen: die Planung und Vorbereitung eines Ministeriums für Volksgesundheit und Soziale Fürsorge und die Ernennung des ersten Sozialministers der Welt, das bis in die heutige Zeit gültige Mieterschutzgesetz sowie die Verbesserung des Krankenversicherungsgesetzes von 1888. Sein politisches

Ziel war der Umbau der Monarchie nach föderalen und demokratischen Grundsätzen. Dazu gehörten: die Wiedereinberufung des parlamentarischen Reichsrates, der von Kaiser Franz Josef sistiert worden war, die weitgehende Amnestie, eine humanitäre Tat mit „großem Symbolgehalt in der Nationalitätenfrage“; sie betraf 114 Tschechen, 94 Deutsche und eine große Anzahl Angehörige anderer Nationen, die von Militärgerichten verurteilt worden waren, und schließlich das erwähnte Manifest vom 16. Oktober 1918 an die Völker der Monarchie zur Bildung von Nationalräten mit ihren Reichsratsabgeordneten.

Im Sturm von Kriegsereignissen, rastloser Bemühungen in einer gewalttätigen Zeit um Frieden, Reformen, Demokratie, Ausgleich unter den Völkern der Monarchie und Restaurationsversuchen, in einem Gewitter von Verleumdungen, das heute noch nachwirkt, und danach in der Verlassenheit auf Madeira klammerten sich Karl und Zita aneinander, ein modernes Ehe- und Liebespaar, das

alles in schwerer Zeit und rastlosem Einsatz, sich ergänzend und stützend, in tiefem Gottvertrauen und „heroischem Tugendgrad“ ergeben und auch erstaunlich gelassen bestanden hat.

Nach dem Tod des Kaisers stand seine Frau mit sieben Kindern und einem achten unter ihrem Herzen zunächst mittellos da. Sie wandte sich, wie Karl ihr kurz vor seinem Tod empfohlen hatte, an König Alfons von Spanien. „Er bot ihr an, mit ihren Angehörigen nach Spanien zu kommen und dort zu leben“. Im Prado in Madrid kam am 31. Mai 1922 ihr achtetes Kind zur Welt. Für ein paar Jahre fand die Familie dann Ruhe in Lequeitio, einem kleinen Fischerstädtchen an der Biskaya. Als die Kinder ins Studienalter kamen, fand Kaiserin Zita 1929 im Einvernehmen mit dem belgischen König in Steenokerezeel eine Heimstatt, wo Otto, ihr ältester Sohn, an der nahegelegenen berühmten katholischen Universität studieren konnte. Nach Beginn des 2. Weltkrieges und dem Einmarsch der Deutschen in Belgien floh Zita mit ihren Kindern nach Amerika. Dort setzte sie sich mit ihren Söhnen in jeder Weise für die Wiedererrichtung Österreichs ein und gewann die Sympathie des Präsidenten Roosevelt, der sie mit seiner Frau Eleanor empfing. „Erzherzog Otto, der älteste Sohn, arbeitete während des Krieges von Washington aus ununterbrochen für die Wiederentstehung Österreichs. Die Moskauer Deklaration (in der die Alliierten im Oktober 1943 die Wiederherstellung Österreichs ankündigten) geht maßgeblich auf seinen Einfluss zurück“. Nach dem Krieg „organisierte Zita die Österreich-Hilfe. Nach einer Rede, die Zita vor den Ehefrauen der Kongressabgeordneten hielt ... wurde Österreich in die Marshall-Plan-Hilfe aufgenommen“.

Ab 1962 lebte Kaiserin Zita „in der Schweiz, im graubündnerischen Chur im Johannesstift in Zizers, zusammen mit ihrer Schwester Isabella und Gräfin Kerksenbrock bescheiden in drei kleinen Zimmern. Dort konnte sie der Unterzeichnete als Obmann des Bregenzer und Präsident des Vorarlberger-Heimatbundes und Mitglied der Kaiser-Karl-Gebetsliga mehrmals besuchen und als Diakon assistierend in ihrer Anwesenheit die Messe feiern. In ihren Worten klang immer eine tiefe Liebe zu ihrem seligen Ehemann, zu ihrer Heimat Österreich und

den Völkern der Habsburger-Monarchie durch. Dafür und für ihre Kinder und Enkel betete sie „unablässig“ und „beharrlich“. Am 17. August 1982 konnte sie über Intervention König Juan Carlos‘ von Spanien bei Bundeskanzler Bruno Kreisky endlich wieder in ihre Heimat einreisen. An der Grenze wurde sie von einer Delegation des Vorarlberger Heimatbundes herzlichst empfangen und bei ihren Besuchen an den verschiedensten Orten Österreichs von der Bevölkerung freudig begrüßt. Im November besuchte die Kaiserin auch Bregenz, wo sie – nach Begrüßung durch Landeshauptmann Kessler und den Unterzeichneten, eine Standschützenkompanie und eine tausendköpfige frohe Menschenmenge – der von Bischof Wechner zelebrierten Messe in tiefer Andacht und Gebet beiwohnte. Anschließend wurde sie in einer Ehrenstunde des Heimatbundes mit einer eingehenden Rede des Landeshauptmanns geehrt und hundertfach persönlich begrüßt. Die Kaiserin dankte jedem Einzelnen mit „warmer Sympathie“. Dann trug sie sich noch im Rathaus ins goldene Buch der Stadt ein, in das sie sich schon bei ihrem ersten Besuch in Bregenz 1917 zusammen mit Kaiser Karl eingetragen hatte.

Nach dem Tod ihres Gatten lebte Kaiserin Zita noch 65 Jahre in ungebrochener Treue und Liebe zu ihm und den Kindern. Dies klang berührend aus all ihren Erinnerungen und schloss ihre Heimat Österreich und alle Völker der Habsburger-Monarchie ein. Bei der Verlobung im Juni 1911 waren Zita 19 Jahre und Karl 24 Jahre alt wie bei der Hochzeit im Oktober 1911. Es war keine konventionelle monarchische Ehe, sondern, wie alle bezeugten, die ihnen damals und später begegneten, eine Liebeseheliche. Karl war bei seinem Tod 34 und Zita 29, in zehneinhalb Ehejahren hatten sie miteinander acht Kinder. Zita trug als Witwe nur noch schwarze Kleider. Sie lebte bis zu ihrem Tod (14.3.1989) in Treue zu ihrem Mann, für ihre acht Kinder und deren sorgfältige, katholische Erziehung. Die Kaiserin wurde am 1.4.1989 nach Einsegnung durch Kardinal König in der Kaisergruft der Kapuzinerkirche in Wien zur letzten Ruhe gebettet 30.000 Menschen bildeten Spalier für den Trauerzug. Am 3. Oktober dieses Jahres wurde Kaiser Karl durch den Hl. Vater selig gesprochen. □

Das neue Jahr ist kein totaler Abschied vom vergangenen Jahr, denn alle Erlebnisse haben einen großen Reichtum und Stellenwert, auch wenn sich „Freud und Leid“ abwechselten: das sind kostbare Erfahrungen, die helfen, um eine Zukunft zu meistern.

Ein wenig darf ich stolz sein, wie sehr mein missionarisches Wirken vom Segen Gottes begleitet war: in den kurzen fünf Jahren hier im Kamwosor-Gebiet konnte ich viele Träume verwirklichen, und ich glaube, es hat zusätzlich noch so viel Reserven und Potential für einen weiteren Ausbau, dass ich kaum Schritt halten kann mit dem pastoralen Aufbau der Pfarrei und mir manchmal buchstäblich die Zeit, die Energie ... und die Puste ausgeht.

Von vielen von Euch habe ich Zeichen der Verbundenheit erhalten, wofür ich von ganzem Herzen danke, aber wir wissen auch, dass alle unsere Briefe, Nachrichten und Geschenke verblassen vor dem schönsten Liebesbrief der Weltgeschichte, den Gott selbst geschrieben hat zu Weihnachten, und dem größten Geschenk: dass *Er* sich selbst *uns* gegeben hat beim allerersten Weihnachtsfest. Daran mitarbeiten zu dürfen durch unser missionarisches Wirken, begründet erst echte *Verbundenheit*; welch' ein Trost-Pflaster für mich, dass wir all das nicht aufwiegen können ... mit langen Briefen, geschrieben mit Tinte und Drucker!

Vor fünf Jahren war ich in der guten alten Heimat und es war mir ein wenig unverständlich zu hören, dass da und dort Pfarreien abgebaut oder zusammengezogen werden, wo wir doch hier in Kenya in der Diözese Eldoret jedes Jahr durchschnittlich fünf neue Pfarreien eröffnen. Der Pfarrbrief (Jahr 2000) von meiner Heimatgemeinde in Stötten am Auerberg zum Beispiel zeigt mir, dass von den 1700 Katholiken nur etwa 600 am Sonntag einen Kirchenbesuch machen: es ist eine ländliche und noch dazu eine sehr alte, leicht bis ins 14te Jahrhundert zurückreichende Pfarrei, die jeder Historiker zu ihren Anfängen zurückdatieren könnte. Diese gleiche Zahl von 1700 Katholiken erhielten wir hier in nur fünf Jahren, begonnen mit einer kleinen Schar von nur 30 Christen im Jahr 2000. Der Geist Gottes weht,

Afrika – wo die Kirche wächst und blüht

Ein Brief aus Kenia



wo er will; deswegen also kein Vorwurf! Aber es zeigt doch, wie günstig und spontan sich die Herzen dieser Menschen dem christlichen Glauben öffnen. Durchschnittlich empfangen jedes Jahr in meiner Pfarrei 450 Katechumenen (Taufschüler) das Sakrament der Taufe (daheim 20); 400 sind es zur Erstkommunion und Firmung hier in der jungen Pfarrei Kamwosor (daheim 38). Am Mariä Himmelfahrts-Festtag waren es 40 Hochzeitspaare, die ihren Bund fürs Leben vollzogen; eine Zeremonie, die fünf Stunden dauerte, da ja alle persönlich ihr Versprechen nach dem gegenwärtigen Kirchenrecht abgeben müssen. Für alle Mitfeiernden war das ein großes Erlebnis, und niemand kam auf die Idee, das Gotteshaus schon früher zu verlassen; Gottesdienste in Afrika sind eben auch Gemeinschafts-Erlebnisse. Für den Pfarrer bedeutet das natürlich viel Schreibarbeit, Rückfragen in anderen Pfarreien, Ausfüllen von Formularen für den Bischof. Eine eigene Pfarrsekretärin zu haben, ist bestimmt hier noch ein Luxus. Es stimmt, ja, meine 18 Katechisten helfen, wo es möglich ist, auf den Außenposten und bei Familien-Besuchen, beim

Registrieren der Taufschüler und bei Beerdigungen, aber bestimmte Büroarbeiten muss einfach der Pfarrer selber machen – da bleibt einfach gar keine andere Wahl!

Natürlich müssen oft auch große Entfernungen (70 km z.B. zum Außenposten Kaborom) zurückgelegt werden, auf schlechten Strassen, um die Taufbewerber in den hintersten Winkeln im Busch zu erreichen. Und wenn der Bau einer Kirchenhalle ansteht, verlängern sich die Transportwege drastisch in doppelter Hinsicht, denn die nächste Einkaufsstadt Eldoret ist nochmals 60 km weiter! Kürzlich habe ich die 500 Quadratkilometer der Pfarrei in vier Wirkungs-Bereiche eingeteilt: Kamwosor, Tugumoi und Ketigoi, Kbechei! Insgesamt sind des 18 Außenposten, die ich jeden Monat besuche. Somit bleibt nur wenig Zeit für den Religionsunterricht in den 72 Volksschulen im ganzen Pfarrgebiet; aber einige katholische Lehrer stehen mir nun tatkräftig zur Seite.

Ein Missionar ist hier nach wie vor auch täglich eingebunden in verschiedene Planungen und in die Verwirklichung von Projekten; z.B. allein in diesem Jahr konnte ich an den Abhängen hinunter ins Keriotal 6 Wasser-

projekte fertig stellen. Um tatkräftig mithelfen zu können, brauchen die unerfahrenen Leute aber diesbezüglich viel Ansporn und Erklärungen, vor allem dass sie die finanziellen Ausgaben zur Hälfte mittragen. Dabei lernen viele zur gleichen Zeit, wie gemauert oder gezimmert wird, wenn ein Wassertank oder eine Kirchenhalle entsteht; vier solcher Hallen (20m x 10m) konnte ich im Jahr 2004 wieder fertigstellen. Ich konnte das, weil die Heimat hinter mir steht und ich nicht allein bin. *Er* vergelte Euren Einsatz! Ihr wisst, wie notwendig ich diese Freundschaft brauche, damit ich diesem schönsten, schwierigsten und riskantesten Geschäft meines Lebens gewachsen bin. – Dass alles und jeder bei *Ihm* willkommen ist, zeigt ein Fenster unserer Pfarrkirche in Embobut: Ein Hirte gibt dem Jesuskind zwei Maiskolben.

In Verbundenheit
Euer
P. Reinhard Bottner OSB

*Spendenkonto: Sparkasse Landsberg,
Kontonr.: 14654, BLZ: 70052060,
Stichwort: Pater Reinhard Bottner*

Osterakademie Kevelaer 2005

**Thema: „Habt Mut! Ich habe die Welt überwunden“
– Neuaufbrüche im Glauben;**



30.3.-2.4.2005,

Priesterhaus Kevelaer,

Veranstalter: Initiativkreis Münster e.V.

Anmeldung: 02542-98434

Mi., 30.3.2005: 16.30 Uhr, Prof. Dr. Hubertus Lutterbach: Gotteskindschaft: Zur Prägestärke eines neutestamentlichen Bildes für das christliche Selbstverständnis.

Do., 31.3.2005: 9.15 Uhr, Kaplan Ulrich Filler: Minderwertigkeitskomplexe der Katholiken in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen.

10.45 Uhr, S. Exz. Weihbischof Dr. Klaus Dick: Kulturkampf in Deutschland

15.30 Uhr, Pfr. Franz G. Aengenheyster: Geschichte und Feier der Kreuztracht in Kranenburg

Fr., 1.4.2005: 9.15 Uhr, Prof. Dr. Jörg Splett: Kann der Mensch ohne Religion leben?

10.45 Uhr, Dr. Michael Feldkamp: Pius XII. zwischen öffentlich verbreiteter Darstellung und historischen Fakten

15.45 Uhr, Prof. Dr. Joachim Kuroepka: Stabilität und Gefährdung einer totalitären Diktatur: NS-Regime und Katholische Kirche

17.00 Uhr, Reinhard Dörner: Sel. Niels Stensen: Wissenschaftler und Glaubenszeugen

Sa., 2.4.2005: 9.30 Uhr, S. Em. Leo Card. Scheffczyk: Der Glaube und Irrglaube im Drama der Geschichte mit Ausblick auf die Gegenwartssituation

Wie in einer säkularisierten Welt bestehen?

Ohne Wissen geht der Glaube verloren



In Spanien setzte ein Mann Folgendes ins Testament: „Meinem geliebten Neffen Juanito hinterlasse ich die Summe von 5 Peseten für einen kleinen Katechismus, damit er sein Leben nicht auf Sand baut, sondern auf dem festen Fundament der Wahrheit.“

Der alte Onkel wusste, dass der Junge (18) nur noch fauler geworden wäre, wenn er viel Geld geerbt hätte. Das wäre sicher kein guter Start ins Leben gewesen. Statt dessen brauchte er vielmehr eine klare Orientierung, wie sie im Katechismus kurz und bündig gegeben ist.

Zur Glaubenssituation einige Eindrücke und Erfahrungen:

Man müsste jeden einzelnen Katholiken fragen, um zu erfahren, wie unterschiedlich der *Umfang des Wissens* über den Glauben ist: Als Umfang werden 10-90% angegeben. Es gibt jedes Jahr ernüchternde Umfragen z.B. über Weihnachten und Ostern. Grob gesagt: Wer regelmäßig an den Gottesdiensten und Angeboten der Gemeinde oder Glaubensorte teilnimmt, hat bestimmt ein umfangreicheres Glaubenswissen als jene, die nur sporadisch daran teilnehmen. Es sind ca. 10-20% der Katholiken, von denen man das sagen kann.

Der *Subjektivismus* ist nicht nur ein protestantisches Markenzeichen, auch die Katholiken glauben vielfach, was sie wollen, was ihnen in den Kram passt und was ihr gewohntes Leben weiter nicht stört. Das hört sich meist so an: „Glauben bedeutet für mich ...“ oder „Ich brauche niemand, der mir sagt, was ich glauben oder tun soll“. Manche begnügen sich auch mit Kurzformeln des Glaubens, die sie mehr ansprechen als das offizielle Credo.

Für viele sind *die modernen Massenmedien* die einzigen Informationsquellen über Glauben und Kirche. Diese orientieren sich jedoch nicht an der Wahrheit, sondern an der Verkaufs- bzw. Einschaltquote. Da gibt oder gab St. Pölten mehr her als eine Seligsprechung in Rom. Skandale verkaufen sich besser als das Leben vorbildlicher Christen. Das Schlimme ist nur, dass leider viele Christen auch in unseren Gemeinden das negativ tendenziöse Kirchenbild dieser Medien als bare Münze nehmen. Sie rechtfertigen damit ihre innere und äußere Distanz oder gar ihren Austritt und tragen dieses Gift auch noch in die Gremien und Gemeinden hinein.

Kennen Sie folgenden Text?

„Wir sind Missionsland geworden. Diese Diagnose, die Alfred Delp schon 1941 hellsichtig in Fulda formuliert hat, ist inzwischen bittere Realität geworden, im Osten spürbarer noch als im Westen. Das Christentum ist zwischen Berlin und München, zwischen Köln und Dresden zwar kulturell weiterhin präsent, aber bei vielen nicht mehr im Herzen lebendig. Wir sind dabei, unser kostbarstes Erbe zu verschleudern: Gott zu kennen, wie Jesus Christus ihn uns bekannt gemacht hat.“

Aber, so schreiben sie auch: dies sei kein Grund zum Jammern, vielmehr seien Umbruchszeiten auch Gnadenzeiten.

(Die deutschen Bischöfe in ihrem gemeinsamen Hirtenbrief anlässlich des Bonifatius-Jubiläums 2004.)

1 Aus meiner täglichen Seelsorge
Allzuviele Kirchenmitglieder sind getaufte und gefirmte „Alphabeten“ geblieben, die wieder in eine „Grundschule des Glaubens“ gehen müssten. Und das, obwohl jeder

Hauptschüler im Lauf seiner Schulzeit ca. 900 und alle Jugendlichen an weiterführenden Schulen noch mehr an Religionsstunden gehabt haben.

Es fehlt weitgehend an religiöser Praxis und an Wissen über Glaube und Kirche. Es kommt immer öfter vor, dass z.B. Eltern für ihre Kinder keinen Paten mehr auftreiben, sei es bei der Taufe oder Firmung, weil sie zur Kirche keinen Bezug mehr haben oder aus ihr ausgetreten sind.

Die meisten Katholiken sind zwar getauft und gefirmt, haben sich aber noch nie richtig für ihren katholischen Glauben entschieden. Sie tanzen auf zwei Hochzeiten: sie sind zwar Christen, leben aber so, wie es in ihrer Umwelt üblich ist. Sie brauchen Gott nicht unbedingt zum Leben., Sie sind nicht feindselig oder ablehnend. Sie haben einfach keine Zeit für Gott, weil ihnen die irdischen Dinge näher und wichtiger sind als die himmlischen. Der Spatz in der Hand ist ihnen lieber als die Taube auf dem Dach. Das kostbare Gut ihres Glaubens und ihrer Kirche ist ihnen noch nie richtig aufgegangen. Ihr Glaube ist vergleichbar mit einem mehr oder weniger *wertvollen Oldtimer*, der zwar in der Garage steht, aber nicht mehr gefahren wird. Höchstens kurz bei Katastrophen oder bei Schicksalsschlägen taucht die Frage nach Gott auf. Aber wo sollen sie sonst hingehen, wenn nicht zu uns, von denen sie vermuten, dass wir einen Draht zu diesem Gott haben?

Deshalb versuche ich jede passende Gelegenheit zu nutzen, um einen Gedanken, einen Impuls zum Nachdenken in der Sache Gottes mitzugeben.

Diesen Elementarunterricht halte ich bei fast jedem Taufgespräch, bei der Vorbereitung der Erstkommunion für Eltern und Kinder jedes Jahr, ebenso bei der Firmung, bei Ehevorbereitungsgesprächen, am Krankenbett, im Bierzelt und beim Ausflug, bei der Tauffeier oder auch bei Trauergesprächen.

Dabei merke ich, dass ich mit meinen Erklärungen zwar manches begreiflich machen kann, dass meine „Kundschaft“ aber die Wahrheiten des Glaubens nur schwer versteht, weil diese in ihrer religiös oft keimfreien Umwelt fremd sind oder einfach für nicht so wichtig gehalten werden, weil sie scheinbar für das praktische Leben nichts bringen.

Das ist auch das Problem des Religionsunterrichts und der Predigt. Wir Verkünder meinen zwar mit Recht, das Evangelium Jesu Christi und unsere Glaubenswahrheiten wären für die Menschen die Antwort auf ihre Fragen und Sehnsüchte. Aber für jene gibt es zunächst Fragen und Ängste, die sie mehr bewegen: z.B. Lehrstelle, Arbeit, Anstellung nach dem Studium, Ehe und Familie, Kinder, Erziehung, Gesundheit, Krankheit, Tod. Kirche und Glaube werden da eher als unzeitig denn als hilfreich empfunden.

Es ist wie das Saatkorn, das zwischen die Dornen gerät.

Umso mehr müssen wir die Gelegenheiten wahrnehmen, in denen die Menschen offen sind für die andere

Dimension des Glaubens. Es gilt, sie dort abholen, wo sie sind. Aber wir dürfen sie dort nicht lassen, wo sie sind, sondern müssen versuchen, ihnen diese oft fremde Welt des Glaubens bekannt zu machen und ihnen die Augen für Gott zu öffnen. Die Blindenheilungen Jesu haben ja auch die tiefere Bedeutung, dass die Geheilten erstmals in ihrem Leben Gott sehen konnten.

Dazu braucht es Geduld und Einfühlungsvermögen, Herz und Verstand. Paulus würde vielleicht heute im Hohen Lied der Liebe sagen: „... und wenn du den ganzen KKK auswendig wüsstest und alles Glaubenswissen darin erklären könntest, hättest aber die Liebe nicht, so wärest du wie ein lärmender Muezzin auf seinem Minarett.“ Bevor wir zu belehren beginnen, müssen wir die Herzen und das Zutrauen unserer Hörer gewinnen. Und wenn ich denjenigen, der mir etwas sagt, glaubwürdig erlebe, dann glaube ich ihm auch das, was er mir sagt. Wir müssen also für das Saatkorn des Glaubens den Boden bereiten, damit es aufgehen und wachsen kann.

Liebe und Glaube sind die zwei Seiten der Münze aller Verkündigung.

Die Liebe erleichtert das Glauben, sie öffnet ihm die Tür zum Herzen.

Schauen wir auf Jesus: Wie hat er seine ersten Jünger berufen? Er muss sehr gewinnend gewesen sein. Sonst wären sie ihm nicht fast auf der Stelle gefolgt und hätten ihm seine Botschaft vom Reich Gottes

nicht abgenommen, sagen wir besser: geglaubt.

2 Ich selbst mache die Erfahrung:

Wenn die Menschen eine schöne Taufe, Erstbeichte, Erstkommunion, Firmung, kirchliche Trauung erleben, sind sie ganz offen und angerührt. Die Ahnung, dass die Botschaft des Glaubens von Gott und Jesus Christus auch für sie wichtig und schön ist, bricht in solchen Momenten in ihr Leben ein wie die Sonne durch die dunklen Wolken des Zweifels und der Gottesferne. (Beispiel einer Taufe in Furtwangen ca. 1970)

Das Erleben solcher Feiern, und sei es eine Beerdigung, bewirkt in den Herzen oft mehr als alle Erklärungsversuche. Hier kommen sie mit Gott in Berührung, und das trifft sie in ihrem Innersten, auch wenn sie es nicht zugeben würden oder sich vor den Anderen genieren, weil sie auf einmal so „fromm“ sind, was man von ihnen gar nicht vermutet hätte.

Es gibt nicht nur viele Wege nach Rom. Es gibt auch viele Wege zu Gott: sei es durch die Suche nach der Wahrheit, (verstehst du auch, was du liest?), sei es durch Erfahrungen, die uns zu Herzen gehen oder erschüttern, sei es durch Erlebnisse, in denen wir spontan Gottes Nähe spüren. Am 10. November war ich in St. Johann bei einem wunderschönen Bachkonzert. Neben vielem anderen war es besonders der Chor aus der Kantate 147 „Jesu, meine Freude“, der für mich ein musikalisches Glaubensbekenntnis ist. Wie sehr muß J.S. Bach „seinen Jesus“ geliebt haben, sodass er uns heute noch durch seine Werke zu Jesus führen kann!

3 Was will ich damit sagen?

So wichtig das Glaubenswissen ist, dass wir wissen, was wir glauben, und die Fülle oder wenigstens die wesentlichen Aussagen unseres Glaubens kennen – tiefer gehen Erlebnisse, Begegnungen, Erfahrungen, Erschütterungen durch Freud und Leid. Das Wissen ist etwas für den Kopf, aber das Herz hat seine Gründe (zu glauben), die der Verstand nicht kennt. Wer im Herzen von Jesus berührt wird, der will zu ihm gehören und schließlich auch tun, was er uns vorgelebt hat, der kann auch wieder andere zu Jesus führen.

Für den Apostel Paulus war schließlich nach seiner Begegnung



„Da der Glaube die einzige Tür zu Christus ist, so muss es die erste Regel sein, über Christus und die von seinem Geist überlieferten Schriften die rechte Kenntnis zu haben.“

Erasmus von Rotterdam

mit Christus in Damaskus das „einai en Christo“, das „in Christus sein“ das Höchste, auch wenn er im Detail noch nicht wusste, was dies später in der „Paulinischen Theologie“ alles bedeuten und beinhalten sollte.

4 Als Christen sind wir zwar in der Welt, aber nicht von dieser Welt.

Die Welt ist das Feld der Entscheidung und Bewährung: Will ich mit Gott leben oder ohne ihn? Das hat schon Goethe als die Grundentscheidung hinter aller menschlichen Geschichte erkannt. Wir Christen sind für die Anderen wie Leuchttürme in der Brandung und Finsternis, Signale, die sie an Gott erinnern.

Die Heiligen haben diese Entscheidung für Gott eindeutig getroffen:

Sie waren „burning persons“, die auch andere mit ihrem Glauben entzündet haben. Sie waren sowohl „leuchtendes Vorbild“ als auch Ärgernis. Aber bis sie dieses Aha-Erlebnis hatten, diese Entdeckung Jesu für ihr Leben, sind die meisten von ihnen auch Umwege, Irrwege oder auch bequemere Wege in ihrem Christsein gegangen. Soweit ich sie kenne, ob Mann oder Frau, war die Entdeckung Jesu Christi der Wendepunkt in ihrem bis dahin oft egoistischen, lieblerlichen oder gar gottfernen Leben. Z. B. die hl. Afra: Niemand würde sich nach 1700 Jahren an sie erinnern, wenn sie nicht von den beiden Gästen in ihrer Herberge von Jesus gehört hätte und von da an ganz und gar für Christus gelebt hätte, zum Erstaunen für die Einen und zum Ärgernis für die Anderen. Die Flammen der Liebe zu Jesus Christus waren stärker als die Flammen des Feuers, in dem sie für Christus starb.

Mit Jesus haben unsere Heiligen auch die Kirche verstehen und lieben gelernt. In ihr waren sie geborgen. In ihr waren sie mit Jesus verbunden und fanden in der „Gemeinschaft der Heiligen“ die nötige Kraft. Das können wir von ihnen lernen: von unseren „Verwandten im Himmel“, in denen Gott so großartig gewirkt hat.

Darum sind Katholiken, die mit ihrer Kirche leben, auch im allgemeinen widerstandsfähiger gegen Strömungen des Zeitgeistes und des Unglaubens. Die Anfälligkeit für die Versuchungen des Zeitgeistes nimmt im selben Maße zu, wie der Kontakt zur Gemeinschaft der Kirche abnimmt. (vgl. Bischof Koppmann: „Ein Tier, das sich von der Herde entfernt, gehört den Raubtieren, ist verloren.“)



Der Katechismus bringt in vier Teilen die Lehre der Kirche zum Glaubensbekenntnis, über die Feier der christlichen Mysterien (Sakramente), über das Leben in Christus (christliche Ethik, Gebote Gottes) und das christliche Gebet.

Da, so scheint es, sind die evangelischen Christen ärmer dran: sie haben zwar die Taufe und das Wort Gottes, sie haben mehr ihren eigenen als einen gemeinsamen Glauben. Das verbindliche Glaubensgut ist ziemlich beliebig, die Bindung an eine feste Gemeinde eher selten. Darum sind sie offener für die Strömungen des Zeitgeistes. Sie sind zweifellos „moderner“, aber auch gefährdeter

als wir Katholiken. Das zeigt die Geschichte immer wieder.

Daraus lernen wir, dass wir Katholiken gut daran tun, in den Inhalten des Glaubens und den Konsequenzen für das sittliche Leben, den Weg zu gehen, den uns die Kirche zeigt. Aber dazu ist es notwendig, dass wir unseren Glauben kennen.

Aus dem Vortrag von Pfarrer P. Franz Schaumann SDB vom 24.10.2004 in Kaufering

Die VELKD hat ein Papier über „Allgemeines Priestertum, Ordination und Beauftragung nach evangelischem Verständnis“ veröffentlicht, das mit einer Empfehlung der Lutherischen Bischofskonferenz versehen, allen Gliedkirchen der VELKD und darüber hinaus der EKD als Ausgangsbasis für ein gemeinsames Ordinationsverständnis zur Stellungnahme bis zum 1. März zugesandt wurde.

Das Papier geht aus von konkreten Fragen, die sich in ähnlicher Weise auch in der katholischen Kirche Deutschlands stellen. Es fragt, wie es angesichts großer gesellschaftlicher und kirchlicher Veränderungen mit dem kirchlichen Amt konkret weitergehen soll. Statt jedoch aufgrund der gemeinsamen Herausforderung gemeinsame Lösungen wenigstens anzustreben, geht dieses Papier hinter wichtige Annäherungen zurück, die in den letzten vierzig Jahren im ökumenischen Gespräch zwischen Lutheranern und Katholiken auf Weltebene erreicht worden sind.

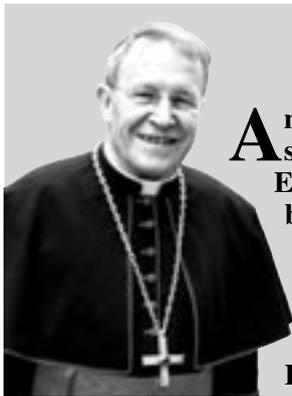
Ich nenne den Malta-Bericht von 1972, das Dokument über das geistliche Amt von 1981, „Kirchengemeinschaft in Wort und Sakrament“ von 1984, „Lehrverurteilungen kirchentrennend?“ von 1986, „Kirche und Rechtfertigung“ von 1994. Bedeutsame Dokumente aus dem katholisch-lutherischen Dialog in den Vereinigten Staaten könnten hinzugefügt werden. Es ist richtig, alle diese Dokumente brachten keinen Konsens;

Es geht in diesem Zusammenhang nicht darum, das Glaubensgut zu modifizieren, die Bedeutung der Dogmen zu ändern, wesentliche Worte aus ihnen zu streichen, die Wahrheit an den Zeitgeschmack anzupassen, bestimmte Artikel aus dem Credo zu streichen mit der falschen Vorgabe, sie würden heute nicht mehr verstanden. Die von Gott gewollte Einheit kann nur in der gemeinsamen Zustimmung zur Unversehrtheit des Inhalts des geoffenbarten Glaubens Wirklichkeit werden.

Ut unum sint, Nr. 18

Ökumenischer Dialog vergebliches Mühen?

*Kardinal Kasper erwartet ökumenisches Verhalten
von der EKD*



Am 11. Januar d. J. hat Kardinal Kasper, der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, gegenüber Radio Vatikan bedeutsame Kritik geübt an einem Papier der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), das derzeit allen Gliedkirchen der EKD zur Stellungnahme vorliegt. Es geht darin um „Allgemeines Priestertum, Ordination und Beauftragung nach evangelischem Verständnis“ und damit auch um Hauptfragen im derzeitigen ökumenischen Dia-

log. Die Kritik des Kardinal zielt darauf ab: Die einschlägigen Ergebnisse dieses Dialoges sollen nicht missachtet, sondern aufgegriffen und in das Bemühen der EKD um Gemeinsamkeit eingebracht werden. Was an Gemeinsamen aus der Tradition noch erhalten ist, soll nicht aufgegeben, sondern bewahrt werden.

Doch solches Bewahren und Einbringen ist äußerst schwierig bei Gemeinschaften, die kein verbindliches Lehramt haben und in sich selber uneins sind. Dies im Auge zu behalten, kann vor trügerischen Hoffnungen, vergeblichen Anstrengungen und schmerzlichen Enttäuschungen bewahren.

Hier die Stellungnahme des Kardinals im Wortlaut.

Quelle: www.oecumene.radiovaticana.org

aber sie brachten wichtige Annäherungen; sie bauten Brücken, die nun wieder niedergerissen werden.

Während die grundlegende lutherische Bekenntnisschrift, das Augsburger Bekenntnis (1530), die Kontinuität mit der katholischen Tradition zu wahren versuchte, versteht das vorliegende Papier die reformatorische Position als einen Neuanfang gegenüber der gesamtchristlichen Tradition, in der nicht nur die katholische Kirche, sondern auch die orthodoxen Kirchen und die anglikanische Gemeinschaft stehen.

Ich beschränke mich auf zwei Punkte, die mir besonders aufgefallen sind:

1 In dem Papier ist – abweichend vom Zeugnis der Hl. Schrift – mit keinem Wort vom einmaligen

Apostelamt als Fundament der Kirche und von der bleibenden apostolischen Struktur und apostolischen Autorität in der Kirche die Rede. So bestreitet das Papier ausdrücklich, was in allen genannten Dokumenten als eine Art Grundkonsens formuliert wurde, dass das Amt sowohl in der Gemeinde steht wie der Gemeinde auch „vollmächtig“ gegenüber steht. Nach diesem Papier handelt das ordinierte Amt im Namen der Gemeinde, nicht aber im Namen Jesu Christi.

2 In dem Papier ist – ebenfalls abweichend von der Hl. Schrift wie von den genannten ökumenischen Dokumenten – nicht davon die Rede, dass die Ordination unter Handauflegung und Gebet Zuspruch des Hl. Geistes ist. Diese gemeinsame ökumenische Aussage war eine Absage an ein rein

funktionales Amtsverständnis und eine Annäherung an das sakramentale Verständnis der Ordination. Dies scheint in diesem Papier aufgegeben zu sein, und darin ist begründet, dass der Unterschied zwischen Ordination und Beauftragung zu Diensten wie Kantor, Küster, Lektor, Religionslehrer – vorsichtig ausgedrückt, relativiert, in den praktischen Konsequenzen aufgegeben ist.

Man fragt sich, wie man eucharistische Gastfreundschaft fordern kann, wenn man gleichzeitig alte Gräben neu aufreißt, gegen alle neueren Einsichten die katholische Messopferlehre – wie es in dem Papier ebenfalls geschieht – verzeichnet und eine ökumenisch unehrliche Praxis der Abendmahlsfeier durch Nichtordinierte theologisch zu legitimieren versucht.

Ich hoffe, dass das Sondervotum der Vorsitzenden des Theologischen Ausschusses der VELKD noch zu denken gibt. Denn dieses Votum deckt überzeugend die innere Widersprüchlichkeit des Papiers auf, das die gesamtchristliche Tradition aufgibt, das auch innerhalb der evangelischen Theologie umstritten ist, das sich im Weltluthertum isoliert und das keineswegs das Ordinationsverständnis aller lutherischen Pfarrer wiedergibt. Das Papier spaltet nicht nur Katholiken und Lutheraner, Lutheraner und Anglikaner; es spaltet auch die lutherische Kirchengemeinschaft selbst. Es führt keinen Schritt weiter. Es stimmt einfach traurig.

Kardinal Walter Kasper, Rom

EKD = Evangelische Kirche Deutschlands, am 31. August 1945 gegründet als Zusammenschluss evangelisch-lutherischer, evangelisch-reformierter und unierter Landeskirchen. Die letzteren sind durch die Preußische Union von 1817 aus Lutheranern und Reformisten uniert.

VELKD = Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, 1948 gegründet als Zusammenschluss lutherischer Landeskirchen innerhalb der EKD.

„Das Gute wird am Ende siegen“

Fragen und Antworten nach der Naturkatastrophe

Anmerkungen von Franz Salzmacher

Die Frage harrt noch immer der Antwort: Was haben die Menschen aus der Naturkatastrophe in Südostasien gelernt? Einige Antworten sind mittlerweile klar, zum Beispiel: Ein Frühwarnsystem muss her gegen Tsunami-Gefahren in der Großregion. Das werden die Deutschen anbieten. Überhaupt die Deutschen. Sie sind die Guten. Es gibt in der Tat viele gute Menschen, die als freiwillige Helfer oder als Soldaten, Ärzte und Experten großartige Dienste an den Opfern der Katastrophe leisten. Und auch die 500 Millionen Euro, die Deutschland für Hilfe und Wiederaufbau bereitstellen versprochen hat, hält jeder zweite Bundesbürger (54 Prozent der Bevölkerung) für „angemessen“ und nur 34 Prozent für „zu hoch“. Aber über die Politiker breitet man besser den Mantel des Schweigens. Sie konnten der Versuchung nicht widerstehen, die Katastrophenhilfe auch für innen- und parteipolitische Taktiken zu missbrauchen. Es war nicht nötig, über Sinn, Zweck und Herkunft der 500 Millionen Euro zu streiten. Es war auch nicht nötig, eine Art internationale Auktion um den Titel der größten Helfernation zu starten. Das umso weniger, als der größte Teil der Hilfe, die Verarbeitung der millionenfachen psychischen Verletzungen noch bevorsteht.

Der objektive Sachschaden ist relativ leicht reparabel. Die Zerstörung war ja gerade deshalb so total, weil an den Stränden nur wenig stabile und wertvolle Gebäude standen und die Wellen nach einem, höchstens zwei Kilometern verebten. Circa achtzig Prozent der Fischereiflotte an Sri Lankas Küste sind am 26. Dezember von den ungeheuren Fluten weggespült worden – an die 23.000 Schiffe. Jeder Fischer benötige, so die Schätzungen, ungefähr 2.000

US-Dollar (1.530 Euro) für ein neues Boot und nötiges Zubehör. Damit wäre die Existenz einer ganzen Familie vorläufig gesichert.

Die Hilfe dafür ist plan- und machbar. Die Caritas in Sri Lanka entwickelt zum Beispiel spezielle Hilfsprogramme zur Ersetzung der zerstörten Fischereiflotte. In den betroffenen Gebieten dienen Kirchen als Auffanglager für ganze Fischereigemeinden, deren Wohnstätten ausradiert worden sind. Um

Viele leiden jetzt am „Syndrom der Überlebenden“

den vielen Obdachlosen helfen zu können, gibt es in der Diözese von Colombo bereits eine Strategie, die der zuständige Bischof Gomis so erläutert: „In der ersten Phase haben wir im Grundstück des St. Vincent’s Home einen großen Campingplatz errichtet. Die Kirche kümmert sich in diesem Camp um alles, was die Menschen benötigen. Dann planen wir für diese Menschen, die ja keine Wohnungen mehr haben, Herbergen, zum Beispiel Zelte, damit sie wieder langsam damit beginnen, zur Fischerei oder anderen Beschäftigungen zurückzukehren. Für die zweite Phase steht ein Hausbauprogramm. Die Regierung hat bereits beschlossen, dass sich die Menschen nicht mehr in den sehr gefährlichen Küstenlandstrichen ansiedeln dürfen. Sie arbeitet jetzt Wohnprojekte aus. Uns wird dabei eine bedeutende Koordinationsrolle zufallen.“

Ganz anders verhält es sich mit den menschlichen und seelischen Schäden. Indonesien, Sri Lanka, Indien und Thailand traf es am härtesten. Die Zahl der Todesopfer in diesen Ländern liegt weit über

200.000, davon 120.000 allein in Indonesien. Rund eine halbe Million Menschen erlitten Verwundungen, etwa 5 Millionen Menschen fehlt die Grundversorgung. Nach Schätzungen in den Hauptstädten sind vierzig Prozent der Toten des 26. Dezember Kinder, und viele der Überlebenden haben ihre Eltern verloren. Ihnen zu helfen ist eine Aufgabe, die in den meisten katholischen Diözesen den Mutter-Teresa-Schwestern anvertraut wurde. Hunderte von Spezialisten sind zusätzlich vor Ort, um Kinder und Erwachsene auch psychologisch zu betreuen. Bedrückende Schuldgefühle, Depressionen und Selbstmordgedanken herrschen unter den Überlebenden. Der Informationsdienst der katholischen Bischofskonferenz Indiens (ICNS) gab bereits die Warnung aus, viele Bewohner der durch den Tsunami verwüsteten Städte litten am „Syndrom der Überlebenden“, das sich in Schlaflosigkeit, plötzlichen Wutausbrüchen und Apathie äußere.

Auch UNO-Hilfskoordinator Jan Egeland, dessen Organisation sich nicht gerade mit Ruhm für Hilfsaktionen bedeckte (im Kosovo gelangten Menschenhandel und Prostitution unter der Ägide der UNO zu ungeahnter Blüte), sprach von den vielen psychologischen Traumata und menschlichen Tragödien. Sie seien wesentlich schwieriger zu heilen als die Grundbedürfnisse zu stillen. Für viele Überlebende habe das Leben seinen Sinn verloren, nachdem sie auf einen Schlag alles, was ihnen wichtig war, verloren hätten. Für solche Menschen sei es ungemein schwierig, in ein normales Leben zurückzukehren. Zu sehr stünden sie im Banne des Schocks, als alles von ihnen Erbaute sich „ins Nichts“ auflöste. Seitdem scheine ihnen „jede Anstrengung sinnlos“.

Ein Projekt der „Voluntary Health Association of India“ nach dem Erdbeben von Latur 1993 zeigt die Bedeutung der psychologischen Hilfe nach Naturkatastrophen: 89 Prozent der Überlebenden hatten an Depressionen gelitten, 74 Prozent an Bewusstseinsstörungen – eine Folge von Stress. 28 Prozent wurden von Panikattacken befallen, 42 Prozent litten an Angstzuständen. Psychologische Hilfe in den Katastrophengebieten leistet unter anderem die Caritas. Aber Psychologie ist nicht alles. Sie kann nachhaltig auch nur helfen, wenn es ihr gelingt, neuen Lebenssinn zu vermitteln. Das geht, wie die Schule der Logotherapie zeigt, um zumindest aus der Krise herauszukommen. Für die Zeit danach bedarf es mehr und hier fängt der Glaube an. In diesem Sinn ist die Präsenz der Schwestern der Nächstenliebe von Mutter Teresa wie ein Symbol.

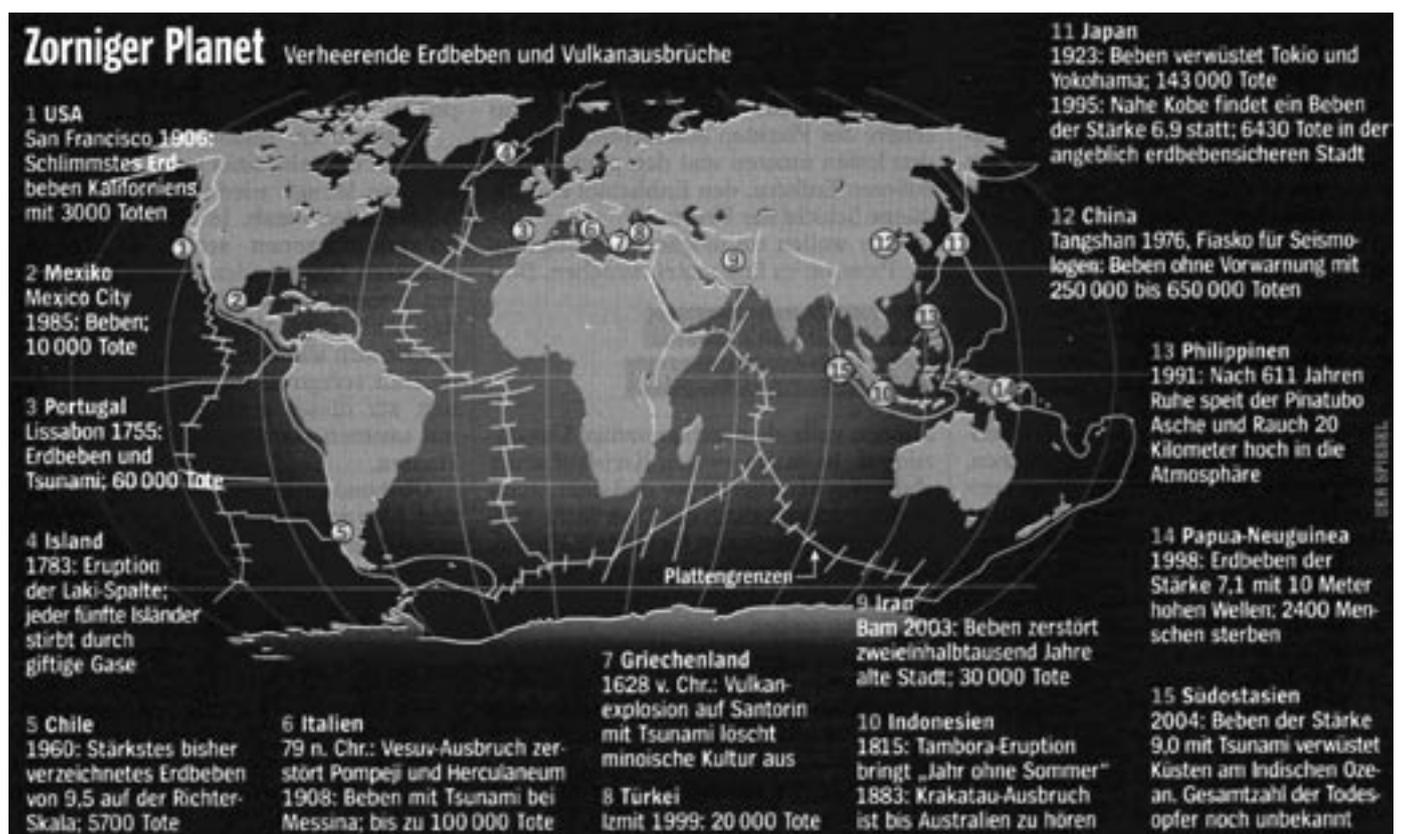
Keine Organisation auf der Welt hat eine so dichte und nah an den Menschen wirkende Infrastruktur wie die katholische Kirche. Selbst in der Katastrophenregion, wo relativ wenig Christen leben (in der Region Aceh gibt es gerade mal 300 Katholiken), ist die Kirche ein Stützpfeiler des Sozial- und Bildungswesens. Diese Infrastruktur dient nicht nur

zur Trostspendung und Behebung der sachlichen Schäden. Der Tsunami ist auch über Seelenlandschaften hinweggerollt. Er hat Fragen an Land geworfen, die nun wie Wracks an den Stränden des Lebens liegen und die Aussicht auf das wieder ruhige Meer versperren. Wo war Gott am 26. Dezember? Warum lässt er solche Katastrophen zu? Wo war seine Barmherzigkeit, als die Wucht der Wellen über unschuldige Kinder hereinbrach? Warum die Apokalypse im Paradies? Die Medien blieben angesichts solcher Fragen weitgehend sprachlos. In einem Leitartikel fasste Dirk Hermann Voß einige Antworten schon zusammen, wenn er schreibt: „Wir hätten gern Bestandsgarantien für unsere Illusionen in dieser Welt. ... Die Fernsehbilder erinnern uns schmerzlich daran, dass wir das Paradies vor langer Zeit verloren haben und jeden Tag auf Barmherzigkeit angewiesen sind“.

Pater Joaquín Alliende-Luco, internationaler geistlicher Assistent der weltweit agierenden Hilfsorganisation Kirche in Not hat in einer auch von Nachrichten-Agenturen aufgegriffenen Stellungnahme eine Betrachtung zur theologischen Aufarbeitung der unfassbaren Naturkatastrophe in Südostasien angestellt.

Sie habe klargemacht, dass wir auf Erden nur kurzweilige Besucher sind. „Die Tsunami-Tragödie ist für uns Christen eine große Herausforderung. Sie zwingt uns dazu, uns für einen reiferen, großzügigeren Glauben zu öffnen. Dieses Desaster hat der ganzen Welt klar gemacht, dass unser Leben andauernd ein Geschenk Gottes ist und dass es absurd ist, so zu tun, als besäßen wir den Schlüssel zur eigenen Glückseligkeit“. Durch die Katastrophe „erfahren wir wieder einmal aus erster Hand, dass wir nur als durchreisende Besucher auf der Erde sind“. Unter solchen Umständen seien insbesondere „wir Christen dazu aufgerufen, Zeugen der Hoffnung zu sein, die in Jesus Christus ihren Grund hat und über einen bloß menschlichen Optimismus weit hinausgeht. Wir Katholiken bieten Gott unsere Hände an – Hände des Gebets und Hände, die wirksam denen helfen, die leiden“. Die Christen sollten den Notleidenden als nützliches Instrument einer Kirche dienen, die eine Mutter ist – genauso wie Maria, die Mutter der sicheren Hoffnung und des Trostes.“

Solche Antworten können die Medien freilich nicht bieten. Aber ohne sie wäre es nicht zu der Welle der Hilfsbereitschaft gekommen, ohne





Unfassbare Trauer: Eine Inderin am Strand neben dem Leichnam eines Angehörigen

die Medien, die die Welt umspannen, insbesondere das Fernsehen, wären die Menschen nicht so aufgewühlt und auch offen gewesen für diese grundsätzlichen Fragen. In der Tat, jenseits aller Fragen und auch Fehlleistungen bei der informellen Aufarbeitung dieser Katastrophe, ist ein Fortschritt zu erkennen. Das Bewusstsein der Menschen für das Gute und Notwendige ist schärfer geworden. Das zeigt allein das hohe Maß der Spendenbereitschaft. Wer an die – längst vergessenen – Katastrophen vor relativ wenigen Jahren denkt, etwa an den Wirbelsturm mit Flut in Bangladesch im April 1991 (140.000 Tote) oder das Erdbeben in der chinesischen Stadt Tangshan (mindestens 250.000 Tote) im Juli 1976 oder auch die Dürreperioden mit Hungerkatastrophen in der Sahel-Zone Anfang der Siebziger (250.000 Tote), der wird den Unterschied in der Hilfsbereitschaft schnell erkennen.

Enzensberger nennt die Medien die Bewusstseinsindustrie. Sie sind in ihrer Gesamtheit auch eine Gefühlsmaschine. Die Bilder bewegen die Herzen, ebenso die Stimmen im Radio, und wer die Reportagen aus Pukhet oder Sri Lanka las, blieb trotz der vielen Informationen fassungslos. Aber die Medien sind, wie der Name schon sagt, nur ein Mittel, wenn auch ein notwendiges, um den Menschen zu informieren, ihn in die Form zu bringen, damit er seinem natürlichen Impetus folgt und hilft. Ein Gigant des selbstlosen Helfens, der vor zwei Jahren verstorben

Gründer von Kirche in Not, Pater Werenfried van Straaten, pflegte sie in diese Worte zu kleiden: Der Mensch ist besser als wir denken.

Natürlich gibt es auch heute viele Menschen, die das Unglück der anderen kaum berührt. An den Stränden in Thailand räkelten sich schon wenige Tage nach der großen Flut wieder Urlauber, während einige hundert Meter weiter Leichen verbrannt oder im Massengrab verscharrt wurden. Aber das Bewusstsein für Menschenrechte und Not ist stärker und weiter verbreitet als je zuvor. Es ist kein Geheimnis, dass dieses Bewusstsein für Freiheit und Menschenrechte mit dem Christentum im letzten halben Jahrtausend gewachsen ist, auch wenn es immer wieder Christen gab, deren Handeln nicht ihrem Glauben entsprach. Aber der Sinn für Menschlichkeit ist gewachsen, und das ist eine Frucht der Liebe.

Gott ist der Herr der menschlichen Geschichte, sagte Johannes Paul II. zwei Wochen nach der Katastrophe in einer Generalaudienz vor Gläubigen aus aller Welt. „Durch die Auferstehung seines Sohnes hat uns der Vater die Gewissheit geschenkt, dass das Gute am Ende siegen wird. Am Sieg Christi nehmen die Märtyrer teil, die in ihrem Leben den Weg des Kreuzes gewählt haben, um ihren Glauben und ihre Liebe zum Herrn zu bezeugen“. Es gibt auch das Martyrium der Lebenden, nicht nur in den Katastrophengebieten. Für alle gilt: Das Gute wird am Ende siegen. □

Wir stehen alle unter dem Schock der Katastrophe vom zweiten Weihnachtstag, die so viele Menschenleben gekostet, so viel Leid, Kummer und Tränen verursacht hat. Man diskutiert nun, im Indischen Ozean für mehrere Millionen Dollar ein sogenanntes Frühwarnsystem einzurichten, das die Menschen künftig vor solchem Unglück schützen und rechtzeitig davor warnen soll.

Bis jetzt hat noch kaum jemand gewagt, nach tieferen geistlichen, religiösen Begründungen zu fragen, die Gott bewegen, den Menschen Hilfe und Schutz zu versagen. „Wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist.“ Seit vielen Jahren herrscht auf der paradiesischen Insel Sri Lanka ein mörderischer Krieg zwischen den hinduistischen Tamilen und den buddhistischen Singhalesen. Unmengen Landminen wurden verlegt, um die verhassten Menschen der anderen Volksgruppe zu verstümmeln und zu töten. Viele in Sri Lanka müssen heute an Krücken, oder mit Prothesen gehen. Eine große Zahl von Menschenleben hat dieser Krieg bis heute gekostet, aber dies hat in Europa niemanden beeindruckt. Im moslemischen Indonesien herrscht ein unbarmherziger Krieg gegen das christliche Ost-Timor. Als vor Jahren der katholische Bischof Belo durch Deutschland zog und über das Elend seiner Gläubigen klagte, hat dies fast niemanden bei uns berührt. Nach Thailand fuhren massenweise die Sex-Touristen, um sich mit Mädchen, Frauen und Kindern auszutoben. Der Strand von Phuket war ein Sodom und Gomorra. Nur einzelne protestierende Stimmen von Menschenrechtsorganisationen waren zu hören, aber niemand regte sich auf.

Nun wurde plötzlich ein Zeichen gesetzt, wie wir es von Gott Jahwe im Alten Testament immer wieder lesen: Der Mensch, der Gott vergisst, ja ihn verhöhnt und gegen seine Gebote bewusst handelt, wird von ihm verstoßen. „Sie sind ein Volk, dessen Herz in die Irre geht, denn meine Wege kennen sie nicht. Darum habe ich in meinem Zorn geschworen: Sie sollen nicht kommen in das Land meiner Ruhe.“ (Ps. 95) Wir Priester

„Frühwarnsystem“ nur für dieses Leben

beten diesen Satz jeden Morgen im Psalm zum Invokatorium der Lesehora im Brevier.

Ich möchte aber auch auf die Touristen aus unseren ‚christlichen‘ Ländern eingehen: Sie „feierten“ das Fest der Geburt des göttlichen Erlösers am Strand, in Bars, ohne an einem Weihnachtsgottesdienst teilzunehmen, ohne Gott zu danken für das Werk der Erlösung. Sie vergessen die Wurzeln ihrer christlichen Herkunft, ihrer Kultur und Geschichte. Ihnen ist es ganz gleich, ob sie den Sinn ihres Lebens nach der christlichen Offenbarung verwirklichen. Eine deutsche Boulevardzeitung hat das Photo von europäischen Touristen veröffentlicht, auf dem die Männer in knapper Badehose, mit enorm dickem Bauch eine Bierflasche austrinken, während (so schrieb die Zeitung) einige Meter weiter die Toten aus dem Wasser geborgen werden.

Wir fragen uns: Was ist das für eine Kultur, eine Ethik, ein menschliches Gefühl? Wie weit ist es mit unseren Menschen in Europa, das einmal zutiefst christlich geprägt war, gekommen, dass sie sich so abwegig und pervers verhalten?

Nun druckt eine große Tageszeitung in einer riesigen Balkenüberschrift über zwei Seiten die Frage: „Wo war Gott?“ (Bild 8.1.2005) Die Zeitung fragt: „Eine Flutwelle hat über 150 000 Menschen in Asien getötet. Millionen verloren Heim und Existenz. Wo war Gott, als das Verderben über sie hereinbrach?“ Dabei ist diese Frage, in der ein ungeheurer Vorwurf gegen Gott steckt, eine Anmaßung des Menschen: Ihm ist Gott doch ganz egal, solange es ihm gut geht. Er macht sich seine eigenen Lebensgesetze. Kommt er aber an seine Grenzen, wo er nicht mehr weiter

weiß, dann soll sofort Gott zur Stelle sein und wie ein helfender Sklave einspringen.

Man greift sich aber an den Kopf und fragt: „Was geht in den Köpfen der Menschen vor?“, wenn die Meldungen verbreitet werden, dass die Bordells in Thailand schnell aufgebaut werden und sich die Prostituierten nun zum halben Preis den Touristen anbieten. Menschenhändler entführen elternlose Mädchen und Jungen, um sie käuflich anzubieten. „Weil die Missachtung von Gottes Gesetz überhand nimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten.“ (Matth 24, 12)

Die Harmonie, die sie der Dursprünglichen Gerechtigkeit verdankten, ist zerstört; die Herrschaft der geistigen Fähigkeit der Seele über den Körper ist gebrochen; die Einheit zwischen Mann und Frau ist Spannungen unterworfen; ihre Beziehungen sind gezeichnet durch Begierde und Herrschucht. Auch die Harmonie der Schöpfung ist zerbrochen: die sichtbare Schöpfung ist dem Menschen fremd und feindlich geworden. Wegen des Menschen ist die Schöpfung der Knechtschaft „der Vergänglichkeit unterworfen“ (Röm 8,20). Schließlich wird es zur der Folge kommen, die für den Fall des Ungehorsams ausdrücklich vorhergesagt worden war: der Mensch „wird zum Erdboden zurückkehren, von dem er genommen ist“ (Gen 3,19). Der Tod hält Einzug in die Menschheitsgeschichte.

Das geplante Frühwarnsystem vor Erdbeben und Flutwellen wird die Sorglosigkeit vieler Menschen nur noch bestärken. Dann werden wir aber erfahren: An vielen Orten wird es Hungersnöte und Erdbeben geben.“ (Matth 24, 7 b)

Der Mensch unserer Tage braucht ein geistliches „Frühwarnsystem“. Gott Jahwe hat auf dem Berg Sinai die Richtlinien für das gottgefällige menschliche Leben formuliert, die Zehn Gebote. Nur wer sich in seinem ganzen Leben nach ihnen ausrichtet, kommt in die Anschauung Gottes. Jesus sagt in seiner Verkündigung, dass zur ‚Zeit der Ernte‘ seine Engel ausgesandt werden. „Sie werden aus seinem Reich alle zusammenholen, die andere verführt und Gottes Gesetz übertreten haben, und werden sie in den Ofen werfen, in dem das Feuer brennt. Dort werden sie heulen und mit den Zähnen knirschen.“ (Matth 13, 41-42) Dann ruft Jesus aus: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ (Matth 13, 43)

Hören die Menschen von heute diese Botschaft? Hören sie diese Warnung? Die ewige Verdammung, das Nicht-Erreichen des Lebenszieles und die folgende Erkenntnis eines vermasselten, vergeudeteten Lebens sind viel schlimmer als die jetzt erlebte Katastrophe. Warum sehen die heutigen Menschen das nicht ein?

Unser geistliches Frühwarnsystem ist die Botschaft Jesu, sein Evangelium. Lesen wir die Apokalypse (Geheime Offenbarung des Johannes), wo deutlich vorausgesagt ist, was uns bevorsteht: „Die Toten wurden nach ihren Werken gerichtet, nach dem, was in den Büchern aufgeschrieben war. Und das Meer gab die Toten heraus, die in ihm waren ... Sie wurden gerichtet, jeder nach seinen

Werken ... Wer nicht im Buch des Lebens verzeichnet war, wurde in den Feuersee geworfen.“ (Off. 20, 12 b - 15)

Aber Jesus hat auch die Wirklichkeit des menschlichen stolzen und eingebildeten Verhaltens gesehen. Im Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus gibt er sehr zutreffend das Zwiegespräch zwischen dem in der Unterwelt gequälten Prasser und Abraham wieder. Der Reiche bittet Abraham, seine fünf Brüder auf der Erde zu warnen, da-

mit sie von ihrem lasterhaften Leben ablassen und nicht auch noch an den Ort der Verdammung kommen.

Abraham antwortet: „Sie haben doch Moses und die Propheten.“ Der Reiche erwidert: „Nein, nur wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, werden sie umkehren.“ Darauf sagte Abraham:

„Wenn sie auf Moses und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.“ (Luk 16, 19 - 31)

In unsere heutige Zeit übertragen lautet dieser Dialog so: „Die Menschen von heute hören doch das Wort des Papstes, die Predigt von Bischöfen und Priestern. Dazu ist Jesus von den Toten auferstanden und hat Zeugnis vom liebenden Gott abgelegt, trotzdem bekehren sich die Menschen nicht.“ Sie lassen sich auch nicht vom auferstandenen Gottessohn überzeugen,

Aus dieser Überlegung stellen wir die Frage: Warum macht das geistliche Frühwarnsystem die Menschen nicht aufmerksam auf die kommende Gefahr? Sie rennen blindlings in ihren eigenen Untergang. Nur den inständigen Betern kann es noch gelingen, diese Welt vor dem Untergang zu retten. Wir alle, die wir im Glauben, im Gehorsam auf Gottes Gebot, in der Liebe zu Gott beheimatet sind, sind aufgerufen, inständig zu beten für die Rettung der Menschheit. Unsere Priester müssen in ihren Predigten mehr auf diese Tatsache hinweisen.

Wir können unserem Papst nicht dankbar genug sein für das Eucharistische Jahr, das er in weiser Einsicht in die augenblickliche Notwendigkeit eingeführt hat. In vielen Pfarreien wird in diesem Jahr die Eucharistische Anbetung vor dem Allerheiligsten praktiziert. Mögen doch noch mehr Pfarreien diesem Beispiel folgen. Unsere Gläubigen mögen die Priester inständig darum bitten. Große Gnade wird dann aus dem liebenden Herzen Jesu. auf uns herabkommen.

Gott helfe und schütze uns! □



Die Arche Noah – Urbild der Sintflut, die durch fehlende Bereitschaft der Menschen zur Umkehr hervorgerufen wird.

Entscheidend ist die Persönlichkeitsbildung

Leistungsgerechtigkeit und Wahlfreiheit – Was der deutschen Familienpolitik fehlt und warum das Beispiel Frankreich nicht zieht

Es gibt Zahlen, die Türen der Erkenntnis öffnen. Sie zeigen Zusammenhänge auf, geben den Blick frei in neue Welten. So eine Zahl sind die 44 Prozent junger Deutscher, die nach einer Umfrage von Forsa angeben, sie würden ja gerne Kinder und Familie haben, aber ihnen fehle der richtige Partner dazu. Es ist eine Zahl, die den Stand der Beziehungsunfähigkeit in diesem Land erhellt. Denn Beziehungen zwischen Menschen sind im weiteren Sinn auch eine Frage der Übereinstimmung von Werten und Überzeugungen. Aber wo keine Werte und keine Überzeugungen, da fehlt der Beziehung die Tiefe des Herzens und Geistes, da bleibt sie an der Oberfläche des Körperlichen. Deshalb sind die 44 Prozent auch ein Zeugnis des Werteverlustes – übrigens nicht unbedingt der 44 von hundert Personen, sondern eben auch der anderen Hälfte der jungen Leute. Man kann ja auch keinen Partner finden, weil man Ansprüche an die Beziehung stellt und wertvolle Kriterien für ein gemeinsames Leben hat.

Wer heute zum Beispiel den Anspruch erhebt, heiraten zu wollen und Kinder zu haben, der schränkt den Kreis der potentiellen Partner schon erheblich ein. Wer zudem noch eine christliche Ehe führen will und dies von Anbeginn an (also vor der Hochzeit nicht zusammenleben will), der muß unter den restlichen fünf bis zehn Prozent junger Menschen suchen. Mehr als 90 Prozent aller verheirateten Paare haben vor der Hochzeit zusammengelebt. Natürlich kann man auch nach der Hochzeit (und einer echten Beichte)

das Abenteuer einer christlichen Ehe wagen. Die Ehe ist ein Weg, nicht das Ziel. Das Ziel des Christen ist die Heiligkeit. Das ist eine Frage der Persönlichkeitsbildung, der Liebesfähigkeit. Das aber lernt das Kind zuhause.

Nicht wenige Zeitungen bemühen sich nun, den Wert der Ehe und Familie zu schmälern und um Verständnis für Singles zu werben. Das Ansinnen ist alt. Schon in den siebziger Jahren

zum Kind ist (siehe Fels November 2004, Seite 322 ff.). Für die meisten ist es das mangelnde Geld, die Angst vor der Verarmung oder des Wohlstandsverlustes.

Langsam aber wird auch den Ideologen in den Parteien klar, dass sie für die Selbstrechtfertigung ihrer Biographie und Karriere mit widerlegbaren Behauptungen nicht mehr überzeugen können. Deshalb verlegen sie sich auf das Psychologische, weil das generative Verhalten in der Tat viel mit der Psyche und Persönlichkeit zu tun hat. Christine Carl etwa schreibt in einem vor gut zwei Jahren erschienenen Interviewbuch mit dem Titel „Gewollt kinderlose Frauen und Männer. Psychologische Einflussfaktoren und Verlaufstypologien des generativen Verhaltens“ auf der Seite 186: „Die Kinderlosigkeit wird von den Befragten in erster Linie positiv erlebt (Interviewstudie). Sie äußerten

kein Bedauern im Hinblick auf ihr Leben ohne Kinder und genießen es, keine Verpflichtungen zu haben.“ Das Problem ist: Viele hätten gern diese Verpflichtung, aber sie möchten sie auch teilen und finden den Partner nicht dazu. Und natürlich gibt es auch nach wie vor die Ideologen, die im Sinne von Altvater Marx und seinem Komplizen Engels Ehe und Familie nur als „Hausklaverei für die Frau“ sehen und wie die beiden Herren fordern: „Erziehung sämtlicher Kinder, von dem Augenblick an, wo sie der ersten mütterlichen Pflege entbehren können, in Nationalanstalten und auf Nationalkosten. Erziehung und Fabrikation gehören zusammen“. Genau das passiert in rotgrünen Köpfen. Kinder in die Verwahranstalten,



erschien ein Buch mit dem Titel „Kinderlos aus Verantwortung“. Es berichtete vom „alltäglichen Elend der Hausfrau“, von der Angst vor der Zukunft, von den Frauen als industrieller Reservearmee – ein klassisch emanzipatorisches Buch. Diese alte Platte wird nun mit moderneren Melodien neu aufgelegt. Man findet die DJs, die politischen Disk-Jockeys in allen Parteien. Ganz gleich, was die demoskopischen Institute für Befunde vorlegen, immer wieder wird der Refrain von der Notwendigkeit einer besseren Betreuungssituation gesungen. Dabei hat schon die Allensbach-Studie im Oktober letzten Jahres deutlich gezeigt, dass die Betreuungsfrage nur für ein Viertel der Kinderlosen der Grund für das Nein

Auch die Väter sind für die Persönlichkeitsentwicklung wichtig. An ihrem Vorbild orientieren sich Kinder, z.B. in Bezug auf ihr Gottesbild



Frauen in die sozialabgabepflichtige Erwerbsarbeit. Man könnte meinen, die Ideologie des Marktes habe den Marxismus ersetzt, für die Familie hat sich in der Praxis jedenfalls nicht viel geändert.

Natürlich wird mit Gründen der praktischen Vernunft und der Wirtschaftlichkeit argumentiert. Demnach ist die Ganztagsbetreuung – übrigens nicht nur bei Rotgrün – das Non-plus-ultra der Familien- und Wirtschaftspolitik. Dabei geht man von den vermeintlichen Wünschen der Frauen und Mütter aus, will also eine Art Selbstverwirklichungsprogramm durchsetzen. Aber man könnte ja auch mal vom Wohl des Kindes ausgehen. Dieses besteht sicher mehr in einer liebevollen Erziehung als in einer staatlichen Betreuung. Für angesehene Pädagogen und/oder Psychologen wie Pestalozzi, Piaget, Montessori, Meves oder Hellbrügge, um nur diese zu nennen, steht außer Zweifel, was auch der gesunde Menschenverstand sagt: Es ist gut für das Kind, wenn die erste Bezugsperson, die Mutter, sich um das Kind kümmert. Es ist auch besser als jede Krippe und jeder Kindergarten. Aber das laut zu sagen, ist politisch nicht korrekt. In diesem Punkt herrscht weitgehend ein Meinungsdictat in Deutschland.

Rotgrün verbindet ihr Betreuungssystem mit der Bildung. Auch das ist verräterisch und decouvriert diese Regierung als altlinks. Bildung wird nur verstanden als „input“, von den Voraussetzungen zur Bildung, näm-

lich der Bildung von Humankapital (Ausdauer, Lernfähigkeit, Lösungskompetenzen für Alltagsprobleme, etc.), das vor allem in der Familie geschaffen wird, keine Spur. Mit diesem kurzfristigen, unausgegorenen Denken beschleunigen die rotgrünen Koalitionäre den Selbstzerstörungsprozess der Gesellschaft in Deutschland. Denn man wird zwar mehr Frauen, mithin qualifizierte Arbeitskräfte für die Wirtschaft bekommen, aber der Preis ist hoch: Noch weniger Kinder, noch weniger Humankapital, noch schlechtere Pisa-Noten, noch mehr Zuwanderung, noch mehr soziale Konflikte. Aber offenbar gibt es für solche marxistisch inspirierten Programme noch eine Mehrheit in Deutschland. Vielleicht auch, weil die Alternativen nicht klar genug sind.

Vor einigen Jahren schrieb ein junger Philosoph an der Universität Sankt Gallen ein Büchlein mit dem Titel: „Eltern – Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform“. Philosophie beginne mit dem Staunen, liest man da, und Eltern kämen bei ihren Kindern „aus dem Staunen oft gar nicht mehr heraus.“ Das gilt heute immer noch, und man kann sagen, sogar doppelt. Denn heute staunen viele Eltern nicht nur über ihre Kinder, sondern mehr noch über Vater Staat. Der entwickelt sich nämlich mit rasender Eile zu einem Übervater, der die Lebensform der Singles und Schwulen zur Norm erheben will. Viele Medien helfen ihm dabei.

Der rotgrüne Übervater Staat strebt in der Tat eine kulturelle Re-

volution an. Die Lufthoheit über den Kinderbetten erobern – das war ein verräterisches Wort. Und bevor die Eltern sich vom Staunen erholt haben, werden die Parolen auch schon mit Inhalt gefüllt: Mehr Ganztagschulen, Krippen und Ganztagskindergärten, mehr Erziehung durch den Staat, weniger durch die Eltern, mehr Familienkunde in staatlichen Anstalten und weniger Familienheime durch weniger Eigenheimförderung, mehr Staatshilfe beim Lernen, was Liebe ist, und weniger Beispiel durch die Eltern. Von der Wiege bis zur Bahre ist der Staat das einzig Wahre – so fasste jüngst ein humorvoller Leitartikler die neue rotgrüne Familien-Welt treffend zusammen.

Es geht mittlerweile auch um die emotionalen Beziehungen zuhause. Sie sollen vergesellschaftet werden. Übervater Staat will sie regeln. Dabei sind sie, also der geschützte Raum persönlicher Intimität, das letzte Bollwerk der Familie gegenüber dem berechnenden Staat, der nur die Wirtschaftsabläufe sieht, der als seelenloses Konstrukt nur das Funktionieren des Menschen als Produktionsfaktor im Sinn hat. Die Pflege der familiären Intim- und Gefühlsbeziehungen ist, wie der große Soziologe Schelsky schon vor Jahrzehnten konstatierte, heute die Hauptfunktion der Familie. Und nur sie kann diese Aufgabe erfüllen, weil nur in ihr die menschlichen Beziehungen bis zur Tiefe der Vitalbindung reichen, die das Urvertrauen ermöglicht und emotionale Stabilität erzeugt. Als „beglückend und unersetzlich“

nennt Papst Paul VI. die von den Eltern „empfangene Persönlichkeitsbildung“. Über ihr liegt ein Segen, könnte man sagen. Und der soll nun mit der Luft gleich mit vergesellschaftet werden. Fast mit Wehmut denkt man an des Kanzlers Wort vom „Ministerium für Frauen, Senioren und das ganze Gedöns“ zurück. Da schwang noch Gleichgültigkeit mit. Die wäre besser zu ertragen als die kalte Hand des Staates, die sich nach den Kinderbetten ausstreckt.

Rotgrün wird unbeirrt von den demoskopisch ermittelten Tatsachen und Wünschen in der Bevölkerung an der Betreuungsideologie festhalten. Man wird jetzt noch stärker auf die Beispiele Frankreich und Skandinavien verweisen, auf die angeblichen familienpolitischen Schlaraffenländer. Dort gebe es flächendeckende Betreuung und auch mehr Kinder. Aber der Hinweis geht fehl, das Beispiel ist ebenso wenig zu übernehmen wie die Karrosserie eines Mercedes für einen Fiat 500. Frankreich hat sein System, die Deutschen ihres. Das fängt an beim Denken. So ist zum Beispiel der familienpolitische Diskurs in Frankreich traditionell geprägt von staatlichem und privatem Interesse. De Gaulle schreibt in seinen Memoiren: „Von allen Investitionen ist die zur Erhöhung der Bevölkerungszahl in Frankreich zweifellos die wichtigste“. Er schrieb diesen Satz und handelte danach, als Frankreich in Trümmern lag und sich nach deutschem Denken familienpolitische

Maßnahmen eigentlich nicht leisten konnte. Aber das ist eine Frage der politischen Prioritätensetzung nicht der Finanzierung, des Bewusstseins vom realen Wert der Familie für alle, für die Gesellschaft, nicht nur von der Ein- und Wertschätzung privater Ideale. Der bekannte Professor für Volkswirtschaft, Jean Didier Lecaillon, sagte auf dem Straßburger Kongress „Familie als Beruf“ im Europaparlament im November 2000 zu diesem Denken: „Ökonomie wird allzu oft mit Rechnungswesen verwechselt. Man betrachtet nur die Höhe einer Ausgabe, ohne zu unterscheiden, ob es sich bei ihr um Konsum oder um Investition handelt. Die wichtigste Frage ist nicht: Wie viel kostet es? Sondern: Wieviel bringt es ein? Wenn es um die Familie geht, hat man es im Allgemeinen mit auf Dauer einträglichen Investitionen zu tun.“

Für die Franzosen handelt es sich um eine Investition in die wichtigste und immer knapper werdende Ressource, in das Humanvermögen. Es ist eine Investition in die Zukunft. Seither findet jedes Jahr eine nationale Familienkonferenz der Regierung und der Verbände statt. Auf der vorletzten wurden trotz der knappen Kassen – Frankreich gehört zu den Ländern, die von der EU-Kommission wegen der Nichterfüllung der Defizitkriterien ermahnt und verfolgt werden – erneut Maßnahmen zugunsten der Familien und einer höheren Geburtenquote beschlossen, obwohl Frankreich mit 1,9 Gebur-

ten pro Frau an der Spitze in Europa liegt. Premierminister Raffarin nannte unverblümt den Grund: „Die Familie ist eine soziale Investition“. Auch aus demographischen Gründen, wie der Regierungschef ausdrücklich sagte, sollen bis 2007 pro Jahr zusätzlich eine Milliarde Euro investiert. Auch Mütter, die sich entschließen, zuhause zu bleiben, werden mehr Geld erhalten.

Die höhere Geburtenquote Frankreichs, mit die höchste in der EU, hat mit der Subjektförderung zu tun. Hier kann man lernen. In Deutschland frönt man dem Prinzip der Objektförderung. Man investiert in Gebäude, Institute, Planstellen. In Frankreich geschieht beides. Man fördert Einrichtungen und gibt Eltern Geld in die Hand, man fördert auch Subjekte. Das geschieht auf vielerlei Weise, direkt und indirekt. Die familienpolitischen Maßnahmen enthalten das klassische Repertoire, also Kindergeld (allocations familiales), Wohngeld, Mutterschaftsurlaub, Baby-Rentenjahre, bis hin zu spezifisch französischen Maßnahmen wie Familiensplitting (quotient familial), Familienzulagen, Geburtsbeihilfen (allocations pré-et postnatales), Geburts- und Adoptionsurlaub, Schulbeginnhilfe (allocation de rentrée scolaire), Alleinerziehendenhilfe, Haushaltsgründungsdarlehen, Umzugsprämie oder Renovierungsprämie. Insgesamt sind es rund drei Dutzend einzelne Posten, plus Sondermaßnahmen. Seit einem Jahr (2004) kommt die Geburtenprämie



für jedes Kind von 800 Euro und ein Kindergeld von 160 Euro für das erste Kind hinzu – bislang bekamen Eltern für das erste Kind nichts, ein Unikum in Europa – außerdem wurde eine Lohnersatzleistung von 500 Euro pro Monat über drei Jahre eingeführt, zusätzlich zum Kindergeld. In Paris ist man überzeugt: Solche Maßnahmen werden Frankreichs Stellung als Führungsmacht Europas festigen. Denn wer in einem alternenden Kontinent in die Zukunft und das heißt in die Familien investiert, der wird innovativ, konsumfreudig und dynamisch bleiben, Eigenschaften, die einem alternenden Volk eher abgehen.

Der Beitrag der Frauen selbst misst sich in Zeit. Selbst die Frauen, die neben der Familienarbeit oder dem Familienmanagement einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachgehen, tun dies meist zeitweilig. Und bei den Frauen, die vollzeitlich außer Haus beschäftigt sind, gibt es einen markanten Unterschied zu Deutschland. Der Lebensrhythmus in Frankreich geht von acht bis zwölf und von zwei bis fünf. Zwischen zwölf und vierzehn Uhr gibt es eine Mittagspause. In dieser Pause holen die meisten Mütter ihre Kinder aus den Krippen, Horten und Vorschulen ab. Sie essen zusammen. Sie verbringen Zeit zusammen. Sie kommunizieren bei einer grundlegenden, ja vitalen Tätigkeit. Natürlich geschieht das manchmal unter erheblichem Stress, aber es geschieht. Der gedankliche und emotionale Austausch findet statt, die Beziehung lebt und damit auch die Erziehung. Erlebnisse in den Betreuungsanstalten werden verarbeitet. Die Eltern schenken das, was Kinder sich nachweislich am meisten von ihren Eltern wünschen: Zeit.

Die Schlüsselbegriffe für diese und all die anderen bereits existierenden Maßnahmen sind Leistungsgerechtigkeit und Wahlfreiheit. Man erkennt die gesellschaftspolitische Leistung der Familien und will den Frauen deshalb auch eine echte Wahlfreiheit lassen. Die Frauenerwerbsquote, Fetisch der deutschen Diskussion, liegt nach Daten der OECD in Frankreich niedriger als in Deutschland, und zwar bei 59 Prozent (Deutschland rund 62 Prozent).

Die höhere Geburtenrate korreliert also nicht immer mit einer höheren Frauenerwerbsquote, wie es heute in der deutschen Diskussion suggeriert wird. Sie wird auch nicht gesteigert durch ein erhöhtes Angebot an Betreuungseinrichtungen. Denn in Frankreich ist dieses Angebot dank der Ecoles Maternelles schon seit Jahrzehnten flächendeckend, und nach diesem Kriterium müssten im Osten Deutschlands die Geburtenraten hoch liegen. Sie liegen aber noch unter dem Bundesdurchschnitt und in Bayern, wo die Dichte an staatlichen Betreuungsplätzen am geringsten ist, liegt die Geburtenquote leicht über dem Durchschnitt.

Leitstern jeder Reform sollte das Humanvermögen sein

Während in Deutschland Familie immer noch weitgehend als Privatsache oder als Kostenträger der Sozialhaushalte angesehen und seine gesellschaftliche Bedeutung aus historisch-psychologischen Gründen verdrängt wird – wer sich zu sehr für Familie als Institution einsetzt, gerät leicht unter Nationalismusverdacht – geht man in Frankreich traditionell also sehr viel unbefangener an diese Fragen heran. Die Einstellung ist das Problem, denn die Lebensumstände sind durchaus vergleichbar. Aber die Einstellung der Regierungen in Deutschland – auch der Regierung Kohl – zur Familie ist eine andere als in Frankreich. In Frankreich gilt die private vom Staat geförderte Entscheidung, hier der gesellschaftliche Auftrag. Dort die Subjekt- hier die Objektförderung. Natürlich wird noch viel Familienarbeit gratis geleistet, aber der Schatten ist weg, es gibt Sonne für die Familie. Hier fehlt der Blick für die Totale, man ist mit prophetischem Eifer bemüht, die Kinder in irgendwelche kollektiven Einrichtungen zu verfrachten, dort bietet man einen ganzen Fächer von Möglichkeiten an, so dass die Familien ihrer Situation gemäß eine Wahl treffen können. Das ist eine Frage des Stellenwerts und der Familienkultur. Das Ganze, die Einstellung, die Wahlmöglichkeiten sind entscheidend, nicht nur ein Element, das mit ideologischer Intoleranz und Blindheit verwirklicht werden soll.

Familienpolitik ist auch eine Systemfrage. Dazu ein Beispiel: Das durchschnittliche Alter der Erstgebärenden in Deutschland und Frankreich ist nahezu gleich und liegt bei 29 Jahren. Aber was ist in diesen 29 Jahren im Leben der deutschen und der französischen Mutter passiert? Die junge deutsche Frau hat mit 19 oder zwanzig Abitur gemacht, ohne Wiederholung, und dann studiert, etwa sechs, sieben Jahre, das ist der Durchschnitt. Dann hat sie einen Job gesucht, noch mal ein gutes halbes Jahr und mit 27,28 Jahren angefangen zu arbeiten. Davor hat sie ihren Mann kennengelernt und zwar an der Bildungseinrichtung Uni oder Berufsschule, die wahren Heiratsmärkte heute, wie eine Studie der Universitäten Bamberg und Bremen belegen. Kein Wunder, denn die Ausbildungswege haben sich verlängert, aber der Biorythmus nicht, er ist eher kürzer geworden. Nach einem halben, drei Viertel Jahr wurde die junge deutsche Frau schwanger und mit 29 dann Mutter. Die französische Frau macht mit 17 oder 18 ihr Bac, studiert maximal fünf Jahre und tritt mit 23 oder 24 ins Berufsleben ein. Sie arbeitet fünf Jahre, bevor sie das erste Kind bekommt. Sie ist etabliert, hat Berufserfahrung und möchte den Beruf wechseln oder unterbrechen. Sie wird von Beruf Mutter. Da sie über ausreichend Erfahrung verfügt, fällt es ihr leichter einen Teilzeitjob zu bekommen, so dass sie den neuen Beruf mit dem alten besser vereinbaren kann, erst recht, wenn das Kind in die école maternelle geht. Man könnte das so fortsetzen, aber man sieht, dass ein Systemfehler – hier die zu lange Ausbildung – sich potenziert und die Situation erschwert, es fehlt nachher die Berufserfahrung, die man vorweisen könnte, hinzu kommt der Frust, weil man die Ausbildung nicht ausnutzen konnte oder jetzt in Stress gerät usw. usf.

Ein familienpolitisches Konzept, das die privaten Wünsche mit den demographischen Bedürfnissen des Staates vereint, müsste davon ausgehen, was der Mensch braucht, die Mutter und das Kind. Es müsste vom Humanvermögen, der kleinsten Einheit jedes Reformpakets, ausgehen. Aber dafür müsste man sich vom Meinungsdictat der Ideologen befreien, und das scheint in Deutschland besonders schwierig zu sein. □

Auf dem Prüfstand

Thomas Gottschalk und die Mächtigen im Land

„Bischofs Gardinenpredigt“ lautete eine Artikelüberschrift in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* vom 15.12.04. In der abgedruckten dpa-Meldung hieß es:

„In der katholischen Kirche wächst die Kritik am Auftritt von ZDF-Showmaster Thomas Gottschalk als Gastprediger in der Nürnberger St.-Elisabeth-Kirche. Erzbischof Ludwig Schick sei über die Umstände ‚nicht sehr erfreut‘, sagte ein Sprecher des Erzbistums Bamberg am Dienstag. Es könne nicht sein, dass Sicherheitsleute des ZDF Gläubigen und Fotografen den Zutritt zur Kirche verwehrten. Gottschalk hatte mit der Predigt ein Wettversprechen eingelöst. Erzbischof Schick habe zwar grundsätzlich nichts gegen eine solche Veranstaltung einzuwenden. ‚Dann darf es aber nicht sein, dass Bodyguards die Kirche abriegelten‘, betonte der Sprecher. Dadurch sei der Schaden für die Kirche größer als der davon erhoffte Nutzen: ‚Wir betrachten das Ganze eher als eine Publicity für Gottschalk. Vielleicht hat hier der Pfarrer einen Fehler gemacht‘.“

Das Heinrichsblatt, die Kirchenzeitung der Erzdiözese Bamberg, druckte in der Ausgabe Nr. 51/52 vom 19./26.12.04 einen KNA-Bericht mit der Überschrift ab „Thomas Gottschalk predigte in der Nürnberger St.-Elisabeth-Kirche – Wetten, dass es erlaubt war?“ Dort heißt es u.a.: „So gut wie an diesem Sonntagvormittag dürfte die 9.30 Uhr-Messe in der St.-Elisabeth-Kirche in Nürnberg schon lange nicht mehr besucht gewesen sein ... Da staunte selbst Pfarrer Robert Mayr. Dabei hatte der 42jährige Seelsorger selbst dazu beigetragen, dass er am 3. Advent nicht predigen musste – und „Wetten

dass“-Moderator Thomas Gottschalk diese Aufgabe für ihn übernahm ... Nach dem Evangelium leitete Pfarrer Mayr dann auf seinen prominenten Gast über. Rund zehn Minuten lang sprach er dann frei und ehrlich über seine katholischen Wurzeln ... Für seine Worte erhielt Gottschalk viel Applaus. Pfarrer Mayr hatte vorsorglich bei seinen Oberen die Erlaubnis für die Gottschalk-Ansprache eingeholt. Denn geht es nach dem Vatikan, dürfen nur Geistliche Predigten halten. Aber für ein persönliches Bekenntnis à la Gottschalk gibt es auch kirchenrechtlich keine Bedenken.“

Eine telefonische Rückfrage beim Pressesprecher des Erzbistums Bamberg am 16.12.04 bestätigte: Gottschalk habe in einer Messe in der Nürnberger St.-Elisabeth-Kirche nach dem Evangelium gesprochen. Der Pfarrer habe nicht gepredigt. Gottschalk habe ein „Glaubenszeugnis“ abgelegt. Der Bischof habe sich zum gesamten Vorgang mit keinem Wort geäußert.

Was das oberste Lehramt sagt

„Wenn es nach dem Vatikan geht“, wie es im KNA-Bericht heißt, gilt, was in der „Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester“ vom 15. August 1997 in Artikel 3 ausgeführt ist.

Dort heißt es im § 1: „Die Homilie ist als herausragende Form der Predigt Teil der Liturgie selbst. Daher muss die Homilie während der Eucharistiefeier dem geistlichen Amtsträger, Priester oder Diakon, vorbehalten sein. Ausgeschlossen sind Laien, auch wenn sie in irgendwelchen Gemeinschaften oder Vereinigungen Aufgaben als ‚Pastoralassistenten‘ oder Katecheten erfüllen ... Deshalb ist nicht einmal der Diözesanbischof bevollmächtigt, von der Norm des Canons zu dispensieren“.

KNA meint: „... für ein persönliches Bekenntnis à la Gottschalk gibt es kirchenrechtlich keine Bedenken.“ Stimmt das? Und wann stimmt es? Gegen ein persönliches Bekenntnis vor der Messe, und nicht anstelle

der Predigt, oder z.B. in einer Eurovisionssendung, einer Talkshow, einer geselligen Runde oder auch bei einem Gebetsgottesdienst, kann es kirchenrechtlich keine Bedenken geben. Etwas völlig anderes ist es, wenn die Predigt des Pfarrers in einer Messe durch ein sogenanntes „Glaubenszeugnis“ ersetzt wird, wie das heute immer wieder geschieht, um die eindeutige kirchenrechtliche Norm zu umgehen. Es ist ja keinem Pastoralassistenten, Katecheten oder sonstigen wortgewandten Laien klarzumachen, warum sie nicht ebenso wie Thomas Gottschalk anstelle des Pfarrers nach dem Evangelium eine als „Glaubenszeugnis“ deklarierte Predigt halten dürfen. Was Gottschalk recht ist, ist dem Laien X billig, auch wenn er keine Wette in einer Eurovisionssendung verloren hat. Pfarrer, die dem Druck von Liturgieausschüssen, Katecheten und Pastoralassistenten ausgesetzt sind, werden es in Zukunft noch schwerer haben, wenn sie sich an die kirchlichen Bestimmungen halten. Dort, wo die Laienpredigt bereits „gute Übung“ ist, wird man sich bestärkt fühlen. Thomas Gottschalk ist ein eurovisionsweit bekannter und beliebter Entertainer. Solche Unterhaltungsstars sind in einer Gesellschaft, die auf „Brot und Spiele“ ausgerichtet ist, einflussreiche, ja mächtige Persönlichkeiten. Wer sie kritisiert, riskiert mehr als ein stirnrundelndes Unverständnis und Sympathieverlust. Mediale Hinrichtungen gibt es nicht nur für Politiker, die sich gegen die Political Correctness verhalten. Trotzdem: Wer in der Kirche Leitungsfunktionen übertragen bekommen hat, muss diese ausfüllen, sei es gelegen oder ungelegen. Die Kirche und die Gläubigen brauchen Bischöfe, die „das Volk vor Verirrungen und Glaubensschwäche schützen und ihm die objektive Möglichkeit gewährleisten, den ursprünglichen Glauben irrtumsfrei zu bekennen. Der pastorale Auftrag des Lehramtes ist es, zu wachen, dass das Gottesvolk in der befreienden Wahrheit bleibt“ (KKK, 92 Ziff 890).

Das Beispiel des hl. Ambrosius

Die Kirchengeschichte kennt von den Anfängen bis zu unserer Zeit Bischöfe, die vor den Mächtigen dieser Welt Löwenmut bewiesen haben. Dafür nur ein Beispiel: Als der mächtige Kaiser Theodosius 394

nach Mailand kam, um einer Messe beizuwohnen, verwehrte ihm Bischof Ambrosius vor dem Dompotal den Zutritt zur Kirche. Was war geschehen? Theodosius hatte nach einem Aufstand wegen der Inhaftierung eines Zirkusliebings in Saloniki, bei dem Offiziere und Soldaten der Garnison umgebracht wurden, ein Massaker unter der Bevölkerung durch das Militär zugelassen. Ambrosius verlangte öffentliche Buße vom Kaiser. Was damals Ambrosius in aller Öffentlichkeit zum Kaiser sagte, ist auch heute erwähnenswert, weil es den beispielhaften Mut eines Bischofs zeigt: „Die Größe seines Reiches und die absolute Macht haben ihn gehindert, sein Verbrechen zu erkennen. Aber unter seinem Purpur steht nur ein Mensch, dessen Körper dazu bestimmt ist, in Staub zu zerfallen, und seine Seele, die ihm Gott geschenkt hat, muss wieder zu ihm zurückkehren“. *Hubert Gindert*

Kinderarmut: Es gibt mehr Ursachen

„Immer mehr Kinder sind arm“ hieß es in einer Überschrift der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 24./26. 12. 04. Im Begleittext stand: „Die Bundesregierung macht die Konjunkturflaute für die Zunahme verantwortlich“. Es ist dieselbe Bundesregierung, die für die Konjunktur-entwicklung mitverantwortlich und für die Besteuerung von Familien mit Kindern erstverantwortlich ist. Wir erinnern uns noch an das Urteil des Bundesverfassungsgerichts, das anmahnte, dass für Familien mit Kindern ein ausreichendes Einkommen, das von einer Besteuerung frei bleibt, gewährleistet sein muss. Die Familienverbände weisen seit vielen Jahren darauf hin, dass Familien mit mehreren Kindern rasch unter die Armutsgrenze rutschen. Neben den Ursachen von Armut, die mit dem Staat, seiner Besteuerung und seiner Familienpolitik unmittelbar zu tun haben, interessieren weitere Quellen der Verarmung, die im o.a. Artikel nicht angesprochen wurden. Welche Anteile von den aufgeführten 15% der Kinder unter 14 sowie von den 19% der Jugendlichen bis zu 24 Jahren gehen z.B. auf zerrüttete Ehen, konkreter, auf Scheidungen zurück? Wir hatten im Jahr 2003, auf das sich

die Zahlen beziehen, in Deutschland wieder einen Scheidungsrekord.

Unbegründete Verquickung

Aufschlussreich ist in dem o.a. Artikel die Verknüpfung der Verarmung von Kindern und Jugendlichen mit dem Betreuungsangebot von Kindern unter 3 Jahren. Der Untertitel des AZ-Beitrages lautet nämlich: „Statistiker: Krippen fehlen“. Hier läuft seit der rot-grünen Bundesregierung eine Kampagne für die außerhäusliche Betreuung von Kleinkindern, für Kinderkrippen und im Weiteren für Ganztagschulen. Bekannte Jugendpsychologen und Fachleute auf diesem Gebiet, wie Prof. Hellbrügge oder Christa Meves warnen seit langem vor den negativen Folgen einer außerhäuslichen Betreuung für die frühkindliche Entwicklung. Kinder brauchen eben in dieser Altersphase ihre Mütter, nicht das Kollektiv einer Betreuungsinstitution. Aber der Bundesregierung geht es nicht um das Wohl der Kinder. Was tatsächlich dahintersteckt, sind verstaubte sozialistische Vorstellungen, verstärkt durch feministische Befreiungsideologien („Kinderfalle“) und Forderungen der Wirtschaft, junge gutausgebildete Frauen möglichst früh in den Arbeitsprozess einzugliedern. Natürlich brauchen wir Kinderbetreuung für Alleinerziehende, die aufgrund der unzureichenden staatlichen Unterstützung gezwungen werden, arbeiten zu gehen, obwohl sie kleine Kinder haben und lieber bei ihnen zuhause bleiben würden. Aber das hat sich auf diese Notfälle zu beschränken und ist nicht ein anzustrebender Idealzustand, den man mit einem flächendeckenden Netz von Betreuungseinrichtungen herbeizwingen will. Es wäre besser und billiger, das Geld für diese Einrichtungen und ihre Betreuer den Familien zu geben.

Verstaubte Ideologie

Die blinde Betreuungsideologie springt ins Auge, wenn dann im Zusammenhang der Verarmung von Kindern und Jugendlichen, wie schon kurz zuvor bei den Ergebnissen der Pisa-Studio, Bayern ins Visier genommen wird. So heißt es in dem o.a. Artikel: „Nach einer am Donnerstag veröffentlichten Erhebung des Statistischen Bundesamtes sind Betreuungsangebote für Kinder unter 3 Jahren vor allem in Westdeutschland noch

immer Mangelware. Nach den Erhebungen hatten Ende 2002 nur 5 der 325 Stadt- und Landkreise in Westdeutschland für mehr als 10% ihrer Jüngsten einen Krippenplatz angeboten. 29 Landkreise bzw. kreisfreie Städte bundesweit hatten überhaupt keinen Platz für die Betreuung von Kindern unter 3 Jahren; 22 dieser Kreise liegen in Bayern.

Dass gerade Bayern an den Pranger gestellt wird, das seit Jahren neben Baden-Württemberg eine vergleichsweise günstige Wirtschaftsentwicklung und niedrige Arbeitslosenziffern aufweist, mutet grotesk an. Selbstverständlich hütet sich der Artikelschreiber davor, der Frage nachzugehen, ob in den denunzierten 22 Landkreisen und kreisfreien Städten Bayerns die Verarmung der Kinder und Jugendlichen signifikant hoch ist und demnach das Betreuungsangebot für Kleinkinder schnellstens zu schaffen ist. Wir werden im Dunklen gelassen. Das ist Manipulation und der Versuch der Volksverdummung wie schon zuvor bei der Pisastudie. Auch dort waren von den Kinder-Betreuungs-Ideologen die forcierte Schaffung von Betreuungseinrichtungen in Bayern für Kinder sowie Ganztagschulen gefordert worden, obwohl die Kinder im Freistaat bei diesem Test vergleichsweise gut abgeschnitten hatten.

Hubert Gindert

Klarstellung

In dem Artikel „Demokratie braucht Religion und Freiheit“ von Jürgen Liminski in Nr. 11/2004, S. 324 ff stand die von einem Leser heftig kritisierte Aussage: „Unter manchen Europa-Politikern ist unvergessen, was er (Erdogan) als Mitverfasser eines Manifestes seiner Partei 1997 empfahl: Die Vernichtung aller Juden und den Kampf gegen den Westen, indem man die ‚Demokratie nicht als Ziel, sondern als Mittel‘ begreife“. Dazu verweist der Autor auf folgende Quellen: Gerard Croc, *Revue des Deux Mondes*, April 2003, ferner Alexandre del Valle, *Les raisons de refuser la candidature d'Ankara*, in *Le Figaro* vom 26.7.2004 und *Die Welt*, Erdogan und der Islam, vom 8.10.2004. Für weiterführende Literatur – auch über das Denken von Premier Erdogan – siehe Hans Peter Raddatz, *Die türkische Gefahr?*, 2004. Weitere kritische Anmerkungen erbittet der Autor schriftlich an: Neckarstraße 13, 53757 Sankt Augustin.

In Zukunft mehr Eigenverantwortung

„Kirchenfinanzen in der Krise“ ist das neue Heft der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ überschrieben (Nr. 315; bei Kath. Sozialwissensch. Zentralstelle, Brandenberger Str. 33, D-41065 Mönchengladbach). Der Autor Dr. Norbert Feldhoff, Dompropst in Köln und von 1975-2004 Generalvikar des Kölner Erzbischofs, informiert darin über die Situation; „Enthüllungen“ über den sagenhaften Reichtum der Kirche weist er als „Märchen“ zurück. Zur voraussichtlichen Entwicklung schreibt er u.a.:

Das Kirchensteuersystem in Deutschland führte zu einer weltweit ziemlich einmaligen Situation. Die Arbeit der Bischöfe und Pfarrgemeinden wird zum allergrößten Teil aus Kirchensteuermitteln finanziert, aber auch Vereine, Verbände, kirchliche Institutionen und Ordensgemeinschaften hängen mehr oder weniger an dieser Finanzquelle (...)

Der allmähliche, aber stetige Rückgang der Kirchensteuereinnahmen wird sich niemals in vollem Umfang durch die Erschließung neuer Finanzquellen ausgleichen lassen. Allerdings sollte ein Prozess des Umdenkens ausgelöst werden, an dessen Anfang wir erst stehen. In Zukunft wird im finanziellen Bereich innerhalb der Kirche mehr Eigenverantwortung gefordert sein. Die Kirche wird in all ihren Gliederungen viel mehr als in den letzten Jahrzehnten auf Förderer und Spender angewiesen sein. Die Unterstützung aus Kirchensteuermitteln wird in allen Bereichen mehr und mehr zurückgehen, und die jeweils Verantwortlichen müssen sich fragen, ob sie wenigstens einen Teil der bisherigen Initiativen auch ohne Kirchensteuermittel aus eigener Verantwortung finanzieren können. Ein führender Ordensmann sagte kürzlich in diesem Zusammenhang: „Wir müssen wieder betteln lernen.“ Es ist nicht ausgeschlossen, dass in Zukunft Verbände nur noch von ihren Beiträgen und Fördermitteln aus Freundeskreisen ihre Arbeit finanzieren müssen, und auch die Kirchengemeinden werden auf Dauer nicht mehr mit einem „Rundum-Sorglos-Paket“ aus Kirchensteuermitteln rechnen können.

Medizin für den kranken Zeitgeist

„Das Weihesakrament für die Frau – eine Forderung der Zeit?“ – fragt der Titel einer Schrift von Prof. Dr. Manfred Hauke, die nun (so der Untertitel) „Zehn Jahre nach der päpstlichen Erklärung »Ordinatio Sacerdotalis« erschienen ist (Reihe „Respondeo“ Nr. 17; Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, D-53708

Zeit im Spektrum

Siegburg; ISBN 3-87710-281-6). Hauke legt die theologischen Fundamente der Erklärung dar; dass die Kirche keine Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, ist unfehlbare, nicht revidierbare Lehre der Kirche. Behandelt wird auch das Problem des weiblichen Diakonates. Das Anfangskapitel bringt eine anthropologische Besinnung auf die Komplementarität (gegenseitige Ergänzung) der Geschlechter im Anschluss an das Schreiben der Glaubenskongregation über die Zusammenarbeit von Mann und Frau (2004). Das Schlusskapitel geht den Beziehungen zwischen Frauenbild und Mariologie nach. – Die Titelfrage beantwortet der Autor so:

Die Forderung des Frauenpriestertums bekommt ihre Durchschlagskraft nicht durch theologische Argumente, sondern durch den gesellschaftlichen Kontext. Die Frage heißt hier: ist eine stromlinienförmige Anpassung an die liberale westliche Gesellschaft das gebieterische „Zeichen der Zeit“? Oder hat nicht vielmehr die Kirche ein Erbe zu verwalten, das zum Zeitgeist auch „quer“ stehen kann und gerade darin eine heilende Wirkung für die Wunden der Gegenwart anbietet?

Die deutschen Bischöfe meinen: „Der Sinn für die Geschlechterdifferenz bei gleichzeitiger Ebenbürtigkeit von Mann und Frau ist uns in unserer modernen westlichen Zivilisation weithin abhanden gekommen“. Gerade deshalb seien die unterschiedlichen Gaben und Aufgaben der Geschlechter wichtig.

Die Aufgabe der Theologie in dieser Stunde ist nicht im Kampf gegen das Lehramt zu sehen, sondern in der Vertiefung der Reflexion über die Bedeutung des Mann- und Frauseins in der Schöpfungsordnung und in der Heilsgeschichte.

Nicht die Familie ist schuld

In „Lebe“, dem Informationsblatt der Südtiroler Bewegung für das Leben, wandte sich Weihbischof Andreas Laun gegen den Fehlschluss, das immer häufigere Scheitern der Paarbeziehungen von

heute zeige, dass die Familie „nicht mehr gehe“, überholt sei und keine Zukunft mehr habe („Lebe“ Nov./Dez. 2004; Grieser Platz 13b, I-39100Bozen).

Auch die Familie gedeiht, wenn man sie familiengemäß leben lässt. Wir können nicht ständig gegen die Familie handeln, junge Menschen in einer familienfeindlichen Weise zusammen kommen lassen und dann behaupten, es sei die Schuld „der Familie“, dass es nicht geht.

Oder anders gesagt: Es ist widersprüchlich, keine Familien zu gründen und dann zu behaupten, die Familie sei nicht lebensfähig, weil die Schein-Ersatz-Konstrukte nicht funktionieren (...)

Was sind die Lebensgesetze der Familie? Der Plan Gottes. (...) Ja, das Gesetz Gottes ist es, das das egozentrische Sexleben eines Mannes und einer Frau umwandelt in eine Familie und das Lusterlebnis Sex in das wunderbare Ein-Fleisch-Werden zweier Menschen in Liebe, gekrönt von der Fruchtbarkeit. Anders gesagt: Das Nebeneinander von Mann und Frau verdient ja erst dann den Namen „Familie“, wenn sich die beiden nach dem Plan Gottes ausrichten. Es genügt nicht, wenn „Familie“ draufsteht, Familie muss auch „drin“ sein (...)

Den Niedergang der Familie zu beklagen und den Fehler bei der Familie zu suchen – das ist der Irrtum. Nicht die Familie ist schuld, sondern dass wir Familie gar nicht mehr zustande kommen lassen – und uns dann wundern, dass unsere Scheinfamilien (Schein, weil nicht nach dem Plan Gottes) nicht lebensfähig sind.

Erfahrungen mit der Natürlichen Empfängnisregelung

„Wenn die katholische Lehre wahr ist, dann muss sie auch lebbar sein!“ – in dieser Überzeugung kam Dr. med. Josef Rötzer (Vöcklabruck) zur Entwicklung eines Verfahrens zur sicheren Bestimmung der unfruchtbaren Tage im Zyklus der Frau, – eines Verfahrens, das als „sympto-thermale Methode“ in die Lehrbücher der Gynäkologie aufgenommen wurde und in Verbindung mit periodischer Enthaltensamkeit eine „Natürliche Empfängnisregelung“ (NER) möglich macht. – Auf der 16. Theologischen Sommerakademie 2004 in Aigen berichtete Elisabeth Rötzer, seine Tochter und Mitarbeiterin, über „Erfahrungen mit der Natürlichen Empfängnisregelung auf der Basis von Humanae vitae“ (im Druck nun im „Forum Katholische Theologie“ 4/2004, S.267 ff; Verlag Schneider Druck GmbH, Postfach 1324, D-91535 Rothenburg/Tbr.) Wie Mutter Teresa in ihrer Nobelpreis-Rede 1979 in Stockholm mitteilte (aber von den Medien kaum weitergegeben wurde), haben

sie und ihre Schwestern die Armen in Kalkutta mit großem Erfolg diese natürliche Empfängnisregelung gelehrt, um der Not der Frauen und dem Übel der Abtreibung zu begegnen. Auch darüber berichtete Elisabeth Rötzer in Aigen:

Wie kamen Mutter Teresa und ihre Schwestern dazu, diesen Weg der NER den Ärmsten der Armen zu lehren? Der Beginn war 1967 – im selben Jahr, als die deutschen Moralthologen beschlossen haben, die Lehre der Kirche abzulehnen und den Ehepaaren das Wissen um die Lebbarkeit dieser Lehre vorzuenthalten!

1967 trat eine junge indische Frau in den Orden der Mutter Teresa ein, die auf der Insel Mauritius bei dem Arztehepaar Francois und Michele Guy in NER ausgebildet wurde. Ihr Ordensname ist Sr. M. Paulette. Mit Erlaubnis von Mutter Teresa begann Sr. M. Paulette ihre NER-Arbeit in Calcutta mit 7 Ehepaaren, und ab 1969 wurde mit der systematischen Betreuung von Familien begonnen.

Im Rahmen der Weltbischofssynode 1980 in Rom, die zu dem apostolischen Schreiben von 1981 mit dem Titel „Über die Aufgaben der christlichen Familien in der Welt von heute“ – *Familiaris consortio* führte, konnte mein Vater, der als Auditor geladen war, mehrmals mit Mutter Teresa persönlich sprechen, und bei dieser Synode wurde auch ein Handbuch über diesen Weg vorgelegt, in dem nachzulesen ist, wie die Arbeit in Indien weiterging:

Wie im Zeitraum vom September 1969 bis Anfang 1980 108 Zentren in Calcutta errichtet wurden mit 120 Lehrkräften und 20 Schwestern, die diese Arbeit betreuen. Die ausgebildeten Helferinnen wurden in verschiedene Teile Indiens gesandt, um auch dort diese NER-Arbeit zu verrichten. Monatlich wurden 400 bis 500 neue Klienten akzeptiert (...)

Eingebettet ist diese Arbeit der natürlichen Empfängnisregelung in die Gesamtsicht vom Menschen als Geschöpf Gottes, von Ihm geliebt und zur Liebe berufen. So ist für Mutter Teresa der Weg der NER eine Antwort des Menschen auf diese Liebe Gottes (...)

Mutter Teresa, die am 19. Oktober 2003 seliggesprochen worden ist, haben wir als Schutzpatronin für unsere Arbeit auserkoren.

„Innere Erneuerung“ notwendig

Der bekannte Wiener Publizist Günter Nennung („Kronenzeitung“ u.a.) äußerte sich in einem Kommentar zum „Clash of civilizations“, zum Zusammenstoß der Kulturen („Kirche heute“ 1/2005, S. 7: Postfach 1406, D-84498 Altötting). Er kommt zu dem Schluss:

Der Islam wehrt sich nicht nur gegen die Vorherrschaft des Westens, er ist auch aktiv und offensiv unterwegs, um – in der Zerrform des Islamismus – seinerseits die Welt zu unterwandern und zu erobern.

Und – was hat der Westen, was hat Amerika dem entgegenzusetzen?! Unsere Wirtschaftsreligion: leisten, leisten. Unsere Sexreligion: nackt, nackt, nackt, Freizügigkeit um jeden Preis. Unsere Verdrängung und Verspottung der Religion.

Sind das die Werte, die wir der islamischen Gegenwart vermitteln wollen, die sie von uns übernehmen soll? Also, ich wundere mich gar nicht sehr, dass sich Muslime gegen diese Werte wehren, dass sie diese „Werte“ verächtlich finden.

Den Zusammenstoß der Kulturen, der tagtäglich stattfindet, können wir nicht gewinnen mit Werten, die keine sind. Um zu bestehen, um zu gewinnen, brauchen wir eine innere Erneuerung.

Front gegen Gesinnungspolizei

Die CSU-Zeitung „Bayernkurier“ brachte zu Weihnachten einen Kommentar von Peter Hahne, Fernsehmoderator, Bestseller-Autor, BamS-Kolumnist und Mitglied im Rat der EKD (Nr. 51/52, 18.12.04). Zum Fall Buttiglione bemerkte Hahne darin:

Es ist aggressiver Fundamentalismus, der alle Religionen für gleich (minder)wertig und gefährlich hält. Wer Positionen proklamiert, wird schnell als Extremist diffamiert. „Machen Sie Front gegen diese Gesinnungspolizei“, schrieb mir vertraulich ein prominenter Kollege, von dem ich das nie erwartet hätte. Denn er meinte keineswegs den Italiener Rocco Buttiglione, sondern dessen Kritiker, den er Verfolger nannte.

Der „Fall Buttiglione“ zeigt, wie heute Meinungs- und Denkfreiheit politisch bestraft werden. (...)

Unter dem Vorwand der Toleranz regiert in Wahrheit Intoleranz. Der Rechtsstaat darf aber nicht zugunsten eines Gesinnungsstaates aufgeweicht werden.

Der überzeugte Christ und gebildete Philosoph Buttiglione hatte nichts anderes „getan“, als höchst differenziert zwischen seinem persönlichen Glauben und dem geltenden EU-Recht zu unterscheiden, zwischen Theologie und Politik.

Weihnachten macht müde Menschen munter. Fürchtet euch nicht, freut euch! Als Christen sind wir weder depressiv noch aggressiv, wir sind offensiv. Wir brauchen uns „des Evangeliums von Christus nicht zu schämen, denn es ist eine Gotteskraft, die selig macht alle, die daran glauben“, schreibt uns der Apostel Paulus ins Stammbuch.

Nicht jede Welle mitreiten

Über Religion im Fernsehen und seinen Weg in die katholische Kirche gab ZDF-Moderator Steffen Seibert (geb. 1960) Auskunft in einem Gespräch mit Markus Reder von der Zeitung „Die Tagespost“ (30.12.2004, Juliuspromenade 64, D-97070 Würzburg). Auf die Frage, welchen Rat für den Umgang mit den Medien er der Kirche gebe, antwortete er:

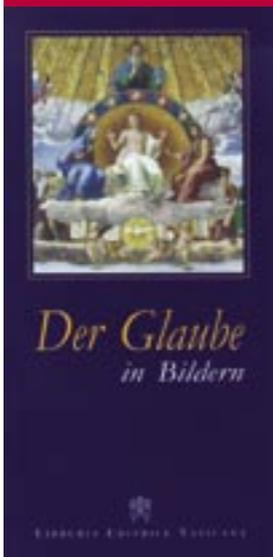
Ich würde darauf setzen, dass die Kraft der Aussage und des Bekenntnisses gerade in der heutigen Zeit wieder wirksam sein kann. Und ich würde nicht verzweifeln, wenn die Zahl der Gläubigen kleiner wird: Vielleicht wird der Glauben dieser kleineren Zahl dadurch größer. Anstelle der Kirche würde ich auf keinen Fall jede Medienwelle mitreiten und auf jeden Zug aufspringen und mir immer das zeitgemäßeste Gewand anziehen. Ich glaube, dass Kirche bei aller notwendigen Veränderung das Bleibende ist und nicht das sich ständig Anpassende.

Immer wieder vollkommen frisch

Über die Situation von Glaube und Kirche hierzulande sprach Markus Reder von der „Tagespost“ auch mit Prof. Dr. Christoph Stözl (CDU), dem Vizepräsidenten des Berliner Abgeordneten Hauses und früherem Kultursenator der Stadt („Die Tagespost“, 30.12.2004). U.a. sagte Stözl aufgrund seiner Erfahrungen:

Die konfessionell verfassten Kirchen, die früher großen Anteil an der gesellschaftlichen Meinungsbildung hatten, verlieren an Bindungskraft. (...) Aber zur Panik ist in Wahrheit gar kein Anlass. Die Botschaft Jesu Christi hat sich in den ersten Jahrhunderten in einem religiös pluralistischen Umfeld durchgesetzt, weil sie Antworten auf Menschheitsfragen gab, die andere nicht geben konnten. Daran hat nichts geändert, und deshalb können Christen der gesellschaftlichen Situation getrost ins Auge sehen.

Oft ergibt sich großes Interesse an religiösen Kernfragen gerade bei jenen, welche Religion und Kirche eher auf den Speicher ihres Lebens geräumt hatten. Sie stellen dann plötzlich fest, dass das Christentum keine antimoderne Konfession ist, die man als Gebildeter aufatmend beiseite legen kann, sondern eine Religion, die in ihrer umstürzenden Radikalität und in ihren Antworten auf die Lebensfragen immer gleich aktuell bleibt. Das Christentum hat sich nicht historisieren lassen. Es ist das Erstaunliche, dass es in den jeweiligen Krisensituationen immer wieder vollkommen frisch und neu an die Menschen herantritt.



**P. Principe/
C. Kühn:
Der Glaube
in Bildern,
Vatikan-
stadt 2004**

(Liberia Editrice Vaticana) ISBN 88-209-7567-X, Euro 7,00

Die Katholiken haben im Katechismus der katholischen Kirche von 1992 ein Werk, das den gesamten Glauben der Kirche umschließt: Das Credo, die Gebote, die Sakramente und das Gebet. Ein umfassendes Standardwerk.

Auf dieser Grundlage sind inzwischen einige Kurzfassungen des Katechismus entstanden. Sie wollen den praktischen Bedürfnissen in der Weitergabe und Vertiefung des Glaubens in Familien, Gemeinschaften und der Katechese Rechnung tragen.

Glaubensvermittlung muss heute in besonderer Weise die Wahrnehmungsbedingungen unserer Zeitgenossen berücksichtigen. Die Menschen wollen heute die wesentlichen Botschaften in knapper und präziser Form aufbereitet haben – und sie sind vor allem visuell ausgerichtet. Wird also der konzentrierte Text durch treffende Bilder unterstützt, so werden diese selber zu geistlichen Botschaften, die zu Betrachtung und Meditation anregen. Dann sind auch die Bedingungen gegeben, die Autoren erfüllen sollten, wenn die maximale Akzeptanz der Botschaft erwartet wird. Die genannten Voraussetzungen erfüllen die Autoren des handlichen Werks „Der Glaube in Bildern“. Sie greifen bei der Illustration der Texte auf den großartigen Schatz an Bildern zurück, den die christliche Kunst in ihrer langen Geschichte gesammelt hat.

Den Verfassern Mario Principe u. Christoph Kühn, beide Mitarbeiter im päpstlichen Staatssekretariat, ist ein Werk gelungen, das die Wahrheit und Schönheit des katholischen Glaubens in zeitgerechter Form erschließt und das einen wertvollen Beitrag für die Neuevangelsingisierung in unserer Zeit darstellt.

Hubert Gindert

Consuelo Gräfin Ballestrin: Familie contra Beruf? Mit gutem Gewissen die richtigen Entscheidungen treffen. St.-Ulrich-Verlag, Augsburg 2002, ISBN 3-936484-04 X, 175 S., 14,90 Euro.

Die Autorin analysiert die sozialen und ökonomischen Bedingungen, denen die Familie in Deutschland unterworfen ist. Vor dem Hintergrund dieser Bestandsaufnahme versucht sie, Wege für Frauen aufzuzeigen, Berufstätigkeit und Muttersein zu verbinden.

Das Buch stellt interessante Forschungsergebnisse vor, die die fundamentale Bedeutung der Familie für die Gesellschaft belegen. Ein Kind hat zweifellos die besten Chancen, eine starke und gemeinschaftsfähige Persönlichkeit mit der Fähigkeit zum Glück zu entwickeln, wenn es in der Liebesgemeinschaft von Vater und Mutter heranwachsen kann. Die Politik in Deutschland trägt diesem auch wissenschaftlich unwiderlegbaren Faktum kaum Rechnung. Sie hat im Gegenteil durch die einseitige Aufwertung und Bevorzugung der Erwerbstätigkeit die Entwertung der Rolle der (Nur-) Mutter in unserer Gesellschaft wesentlich zu verantworten. Die Benachteiligung der Familie gegenüber anderen Lebensformen kommt uns alle teuer zu stehen. Der Mangel an Zuwendung und Erziehung bei Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft und die daraus resultierenden schädlichen Entwicklungen – man denke nur an die Ergebnisse der Pisa-Studie – sind zu einem Massenphänomen geworden.

Das Buch ist insbesondere ein Ratgeber, der Frauen ermutigt, ihr Muttersein zu leben ohne auf berufliche Entfaltung zu verzichten. Es trägt den sich wandelnden Biographien der Menschen und der Familien in der Industriegesellschaft Rechnung, es beleuchtet Probleme und Konflikte zwischen Eltern und Kindern differenziert und bietet konkrete Hilfestellung an.

Die Autorin macht auch deutlich, dass die Ehe als Sakrament in der katholischen Tradition ihre tiefste Bedeutung erfährt. Als Vertrag zwischen Gott und den Ehepartnern ist sie in ihrem Kern der irdischen Ordnung entzogen.

Sehr empfehlenswert.

Günter Buschmann



Wilm Hosenfeld: „Ich versuche jeden zu retten“ Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern. DVA 2004, ISBN 3-421-05776-1, 1200 Seiten. Euro 32

Auch nach mehr als 50 Jahren tauchen aus dem Dunkel der NS-Ära Lichtgestalten auf, die es verdienen, zum Gegenstand der Betrachtung und Verehrung gemacht zu werden. Eine solche Persönlichkeit ist Hauptmann Wilhelm Hosenfeld, der 1952 in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager starb. Seinen späten Ruhm verdankt er einem jüdischen Polen, der ohne ihn in Auschwitz geendet hätte. Dieser Pole, Wlasislaw Szpilman, Pianist und Komponist, hat seine wunderbare Rettung aufgezeichnet und dabei seinen Retter nicht unerwähnt gelassen.

Hosenfeld, ein praktizierende Katholik, der auch als Besatzungssoldat befehlswidrig zusammen mit Einheimischen an Gottesdiensten teilnimmt, zählt zu jenen Deutschen, die Hitler zunächst viel Vertrauen entgegenbringen: er wird die Schmach des Versailler-Diktatfriedens tilgen. So tritt Wilm in die Partei Hitlers ein und zögert offenbar auch nicht, SA-Mann zu werden. Doch der Bruch mit dem Regime ist unvermeidlich. Wilm spricht sich gegen Rosenbergs „Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts“ aus, dem religionsfeindlichen Hauptwerk des Nationalsozialismus, und gilt von da an den neuen Machthabern nur noch als bedingt zuverlässig.

Wegen seines vorgerückten Alters wird die polnische Hauptstadt sein Einsatzort als Soldat. Dort bleiben ihm die Verbrechen an der Bevölkerung nicht verborgen: „Wie



gerne bin ich Soldat gewesen," schreibt er an seine Frau, „aber heute möchte ich den grauen Rock in Fetzen reißen: Wir sollen den Schild halten, hinter dem diese Verbrechen an der Menschheit geschehen können?“ Wilm hilft, wo er nur kann. Typisch Texte wie: „Dann fingen heute auch gleich wieder die Vernehmungen der Gefangenen an. Sie waren verwundet. Ich habe es durchgesetzt, dass sie behandelt wurden. Bei dem unermesslichen Leid fällt es natürlich nicht ins Gewicht, wenn man mal dem oder jenem hilft. Aber wie glücklich sind die Menschen, wenn sie nur ein wenig Herz spüren.“

Tollkühn seine Hilfsbereitschaft, tollkühn der Mut und tollkühn der Mut zu kritischen Äußerungen in Briefen. Eine Postzensur hätte ihn an den Galgen gebracht.

Wenn nur relativ wenige so wie er unter Lebensgefahr Nächstenliebe praktiziert haben, dann darf man mit guten Gründen annehmen, dass ihn dazu vor allem das christlich geprägte Gewissen veranlasst hat.

Die Notizen, Tagebucheintragungen und Briefe sind exzellent aufbereitet, glossiert, mit Register versehen. Einige Dutzend Photos und Karten dienen der Veranschaulichung.

Konrad Löw

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2005 S. 28

Korrektur:

Salzburg: St. Sebastian, Linzer Gasse. sonn- und feiertags 9.00 Uhr feierl. Amt; Mo. bis Sa. 18.00 Uhr hl. Messe; Loreto-Kloster: sonn- und feiertags 6.30 Uhr feierl. Amt; Mo. bis Sa. 6.15 Uhr hl. Messe;

Sühnenacht Sühneanbetung

Berlin: St. Norbert: 08.01.2005, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 16.01.2005, 15.00 Uhr, Kinderro.kr., 20.01.2005, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 28.01.2005, 22.00 Uhr Fatima Sühnenacht; Hinweise: 030/4964230

Gelsenkirchen: jd. Herz-Jesu-Fr., 16.00 Uhr Anbetung, Propsteikirche St. Augustinus; anschl hl. Messe; Hinweise: 0209-30900

Krefeld: 14.2.2005, St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Andacht m sakr. Seg. 19.00 Uhr hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. m. sarkr. Seg.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 5.2.2005, 19.00-21.00 Uhr, Klinikum, Kleine Kapelle, Anbet., Lobpreis, Ro.kr., Hinweise: 07531-23368

Leuterod/Ötzingen: 22.2.2005, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

12./13.2.2005 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Wietmarschen: 5.2.2005, St. Matthiasstift Wietmarschen, Marienvesper 16.30 Uhr; Hinweise: 05921-15291

Marienfried: 5.2.2005 Sühnenacht, 14.00 Uhr, 15.00 Uhr hl. Messe; 13.2.2005, Fatimatag, ab 14.00 Uhr; 9.3.05 Lobpreisabend ab 19.30 Uhr; Hinweise: 07302-92270

Freundeskreis Pro Missa Tridentina, München: 1.3.2005, 19.00 Uhr, Saal des Restaurant Rhaetenhaus, München Dr. Marc Stegherr: „Der selige Kaiser Karl – Ein vorbildlicher Katholik und Herrscher“ Hinweise: 089-26 38 31

Veranstaltungen der Aktionsgemeinschaften und Initiativkreise:

Augsburg: 20.2.2005, Kaufering, Thomas-Morus-Heim, 14.30 Uhr, Dr. K. Philberth: Naturwissenschaft und christlicher Schöpfungsglaube; Hinweise: 08152-1723

Münster: 11.2.2005 Haltern-Sythen, Andacht 16.00 Uhr, 16.30 Uhr; Pfarrsaal, Pfr. Dr. Valasek über „Die Leidensmystik bei der sel. Anna Katharina Emmerich“; Hinweise: 02542-98434

Philipp Jenningen Kreis, Rottenburg-Stuttgart: 6.2.2005, Liebfrauenhöhe bei Ergenzingen, 15.00 Uhr, W. Lindemann: Ist die Evolutionstheorie für die katholische Religion gleichgültig? Gibt es naturwissenschaftliche Alternativen?; zuvor 14.30 Uhr, Sakramentsandacht; Hinweise: 07022-43135

Speyer 13.2.2005, 15.45 Uhr, Pfarrheim, St. Simon und Judas Thaddäus, Iggelheim, Martine Liminski: Die Rolle der Frau bei der Neuevangelisierung; zuvor 15.00 Uhr, Andacht in der Kirche; Hinweise: 06324-64274

Würzburg: 20.2.2005, 16.00 Uhr St. Burkardus-Haus, Dr. J. Borchert: Armut für alle! – Die familienpolitische Katastrophe; zuvor 15.00 Uhr Vesper; Hinweise: 06022-20726

Kardinal Meisner hat Juden nicht verunglimpft; Leserbrief zu: „Meisner hat Juden nicht verunglimpft – Kritik am Kardinal: NS-Zeit mit Abtreibungen zusammen genannt“ (KR-Artikel v. 8.1.05)

Der Erzbischof und Kardinal erinnerte an das erste der zehn Gebote: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.“ Abtreibung und Euthanasie hießen die Folgen eines anmaßenden Aufbegehrens gegenüber Gott. Der Mensch, warnte Meisner, dürfe sich nicht selbst zu einem Gott machen, der sich Verfügungsgewalt über den eigenen Leib und über das Leben anderer anmaße.

Recht hat er, der Kardinal Meisner, das so zu formulieren. – Nicht nur er, sondern auch die sel. Mutter Teresa, P. Werenfried van Straaten und – nicht zuletzt – Johannes Paul II. und die Kirche selbst haben schon immer Abtreibungen (Kindestötungen im Mutterleib) als „scheußliches Verbrechen“ bezeichnet Wer Mitmenschen tötet – aus niedrigen Beweggründen, mit voller Absicht –, mordet. Er macht sich zum Richter über Leben und Tod. Das gilt für Stalin mit seinen 30 bis 40 Millionen Liquidierten, Hitler mit den Millionen vergasteten Juden und für die Menschen der Moderne, die -zig Millionen ungeborener Kinder im Mutterleib umbrachten und umbringen. Dabei mache man sich klar, dass rein bezüglich der Zahl auch nur der letzten 40 Jahre die weltweit erfolgten Abtreibungen die Opfer Hitlers und Stalins noch weit übertreffen. Und die Methoden, mit denen der Tod herbeigeführt wird, stehen den von den besagten Diktatoren verwandten Methoden an Grausamkeit nicht nach – dass die ungeborenen Kinder noch nicht schreien können, macht die Sache eher noch schlimmer – die Opfer sind noch wehrloser! Wenn ein mutiger Oberhirte diese Zahlen mal im Zusammenhang aufs Tapet bringt und sie anprangert, um den Zeitgenossen ins Gewissen zu reden, dann handelt er im Sinne Gottes und seines Amtes

Gebetsmeinung des Hl. Vaters Februar 2005

1. dass die Kranken, besonders die armen, menschenwürdige Achtung und ärztliche Hilfe erfahren.

2. dass unter den MissionarInnen die Erfahrung wachse, dass sie das Evangelium nur aus der Leidenschaft für Christus wirksam und gewinnend weitergeben können.

– denn die Kirche hat die Aufgabe, an das Gewissen der Mitmenschen zu appellieren, nicht nur dann, wenn es um Flutopferspenden geht. *Ulrich Bonse*

Willkür in der Liturgie; Zum Schreiben von Ehrendomherr Dillinger „Gehorsam in der katholischen Kirche“. In DER FELS vom Januar 2005, erlauben Sie mir, bitte, ein Paar Gedanken.

➤ Das II. Vatikanum sagt:

„Die Gläubigen haben ein Recht auf eine wahre Liturgie, die nur dann gegeben ist, wenn sie vollzogen wird, wie die Kirche es gewollt und festgelegt hat.

... Deshalb darf durchaus niemand sonst, auch wenn er Priester wäre, nach eigenem Gutdünken in der Liturgie etwas Hinzufügen, Wegnehmen oder Ändern“ (Sacrosanctum Concilium, Nr. 22,3).

Paul VI. hatte ferner betont: „Wer aber die Reform ausnützt zur willkürlichen Experimenten, vergeudet Energien und verstößt gegen den Geist der Kirche.“ (Ansprache vom 22. August 1973).

Die Liturgie ist niemals Privatbesitz von irgendjemandem, weder der Zelebrant noch der Gemeinde, schreibt der Papst in seiner Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“

➤ Die Instruktion „Redemptionis sacramentum“ sagt:

157. Wenn gewöhnlich eine Anzahl geistlicher Amsträger anwesend ist, die auch für die Austeilung der heiligen Kommunion ausreicht, können keine außerordentlichen Spender der heiligen Kommunion beauftragt werden. In Situationen dieser Art dürfen jene, die zu einem solchen Dienst beauftragt worden sind, ihn nicht ausüben.

Anschriften der Autoren dieses Hertes

- Prof. Dr. Elmar Anwander
Sonnenstr. 26, A-6900 Bregenz
- Ehrendomherr Pfr. Edmund Dillinger
Saarbrückerstr. 18,
66299 Friedrichsthal
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13,
53757 St. Augustin
- P. Franz Schaumann SDB
Kath. Pfarramt Maria Himmelfahrt
Welfenstr. 2, 86916 Kaufering

➤ Dazu eine Bemerkung:

Bei uns in der Pfarrkirche oder in der Basilika in Werl sind die heiligen Messen gut besucht. Die Austeilung der heiligen Kommunion mit Komunionhelfern dauert nur etwa 3-4 Minuten. Ohne Komunionhelfern wurde dann 6-8 Minuten dauert, also einer kurze Verlängerung von nur 3-4 Minuten. Diese kurze Verlängerung ist ein völlig unzureichender Grund für das Einsetzen von Komunionhelfern. Keine Notsituation.

Außerdem bei den Franziskanern in der Basilika wäre es möglich, dass noch ein Franziskaner-Pater auch die heilige Kommunion austeilte, und nicht ein Komunionhelfer.

Santiago Enríquez de Salamanca

Ordinariate fallen Priestern in den Rücken

Den aufgeführten Beispielen von „Ungehorsam“ insbesondere im liturgischen Bereich, könnte man beliebig viele Fälle hinzufügen. Im Netzwerk katholischer katholischer Priester haben sich deshalb Priester zusammengeschlossen, die sich vereint gegen den liturgischen und pastoralen Wildwuchs zur Wehr setzen.

Leider verschweigt Pfarrer Dillinger die erschütternde Tatsache, dass die Ordinariate im Konfliktfall meistens nicht auf Seiten der „gehorsamen“ Priester stehen, sondern denselben auch noch in den Rücken fallen. Dieser Umstand darf nicht weiter verheimlicht werden, da hierin der eigentliche Grund für die Misere zu sehen ist.

*Hendrick Jolie, Pfarrer,
Sprechergruppe Netzwerk katholischer katholischer Priester*

Entchristlichung: keine Medienerfindung; Real existierendes Christentum „Der Fels“, Januar 2005

Wie man aus der Ehrlichkeit in den Geschäften und aus der Freundlichkeit bei der Bedienung in den Restaurants – bemerkt von Besuchern aus Sibirien – schließen kann, dass das Alltagsleben bei uns in Süddeutschland weitgehend von Christentum geprägt ist, dürfte wohl das Geheimnis von Herrn Prof. Schieser bleiben. In Japan und China sind die Menschen mindestens ebenso freundlich und ehrlich und nicht von Christentum geprägt! Noch kurioser ist es um die „Schlüsselerfahrungen der sibirischen Pädagogen bestellt: fast überall Kreuzfixe und Madonnenstatuen, renovierte Kirchen und tägliches Glockengeläute. Daraus schließt Herr Prof. Schieser, dass bei uns das „reale Christentum“ noch existiert und dass die Entchristlichung Deutschlands und leere Kirchen eine Erfindung der Medien sind. Als „Beweis“ dafür dient ihm eine ältere Dame aus Sibirien, die nach Begegnungen mit dem hier real existierenden Christentum zum christlichen Glauben (welchem?) konvertierte. Oh sancta simplicitas! Das real existierende Christentum „in diesem unserem Lande“ hat mit Christentum so wenig zu tun wie der real existierende Sozialismus in der DDR mit sozialem Verhalten. Die Lektüre des „Fels“ seit seiner Gründung und der Nachrichten der Initiativkreise liefern für den Optimismus von Herrn Prof. Schieser nicht die geringste Rechtfertigung und der erstaunte Leser fragt sich, warum solchen beschönigenden Umschreibungen der kirchlichen Krise von bisher unbekanntem Ausmaß eine ganze Seite gewidmet wird.

Dr. Jakobus Lüttmer

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht. Nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wider.“ J.W. von Goethe, Tasso, 1. Akt, 1. Auftritt

Heinrich Ruster: „Warum den dunklen Weg des Todes fürchten?“

An Plätzen, an denen Verbrechen verübt wurden, verspüren Besucher noch nach Jahrhunderten einen kalten Schauer. Dagegen geht von Erinnerungsstätten guter Menschen stets ein Segen aus. Wer bewundert nicht den Heldenmut von Menschen, die ihr Leben für andere riskiert und oft auch verloren haben?

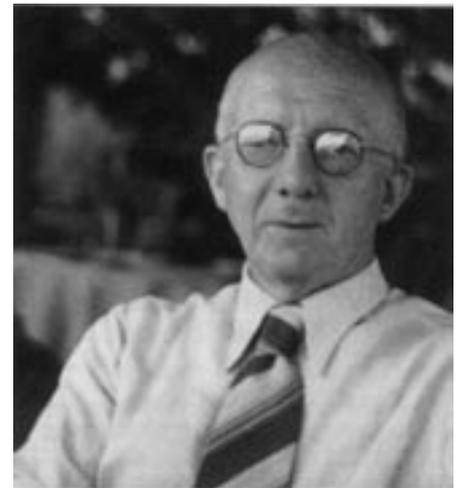
Einer dieser Helden ist der deutsche Journalist und Schriftsteller Heinrich Ruster. An ihn erinnert seit dem 11. Januar 2005 auch die römische Märtyrerkirche San Bartolomeo. Ruster hat diese Kirche zwar nie betreten, aber an diesem Tag hinterlegte dort Kardinal Meisner das Kostbarste, was von ihm noch erhalten ist. Das ist der letzte Brief, den Ruster kurz vor seiner Ermordung im KZ Sachsenhausen noch an seine Frau schreiben konnte. Die Nazis haben ihre aufrechten Gegner zwar „für immer ehrlos“ erklärt und das Andenken an sie wollten sie auslöschen, indem sie ihre Leichen verbrannten. Jetzt aber hat Papst Johannes Paul II. für sie in der Kirche San Bartolomeo eine weltweite Gedenkstätte eingerichtet, um ihr vorbildhaftes Handeln zu ehren und für das Gedächtnis der Menschheit zu erhalten.

Ruster (geb. 14.10.1884) stammte aus dem rheinischen Euskirchen-Kuchenheim. In seinen Schriften und in seinen Vorträgen wandte er sich

von Anfang an gegen die nationalsozialistische Ideologie, wie sie in Alfred Rosenbergs Buch „Mythus des 20. Jahrhunderts“ dargelegt war. Rosenberg hatte dort einen pseudo-religiösen Germanenkult vertreten. Sein Antisemitismus hatte ihn auch veranlasst, die Bibel zu verfälschen und als „jüdisch“ zu bekämpfen. Nach dem Wintersemester 1933/1934 lösten die Nazis die katholische Bibliotheksschule in Bonn auf, an der Ruster angestellt war. Da er als Journalist und Schriftsteller auch nicht mehr publizieren durfte, war Ruster ohne Einkommen. Seinen Lebensunterhalt verdiente nun seine Frau.

Als 1937 Hitler in einer öffentlichen Diskussion zum „Messias für Deutschland“ hochstilisiert wurde, rief Ruster entsetzt: „Auch der Führer ist nur ein Mensch wie wir, er ist nicht Gott gleich!“ Hitler hatte damals durch die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und durch außenpolitische Erfolge ein Ansehen erreicht, das man sich heute nicht mehr vorstellen kann. Die Anhänger Hitlers waren daher über Ruster so empört, dass sie sofort Strafanzeige gegen ihn erstatteten und ihn bespitzelten. Ruster wurde daraufhin wiederholt zu Gefängnisstrafen verurteilt und schließlich in das KZ Sachsenhausen eingeliefert, wo er am 23. 10. 1942 ermordet wurde.

Bei einer vorangegangenen Hausdurchsuchung hatte die Gestapo



(Geheime Staatspolizei) Notizen gefunden, auf denen u.a. stand: „Es ist eine Schande, dass unsere jungen Soldaten für den Führer bluten müssen!“ und „In diesem erbärmlichen heidnischen Deutschland ist das Leben nicht mehr lebenswert.“ Heinrich Ruster hatte in seinen Schriften, in Gesprächen und auch bei polizeilichen Vernehmungen seinen katholischen Standpunkt stets mutig verteidigt.

Deshalb musste er sterben. Vorher hatte er sich und andere gefragt: „Warum sollen wir den dunklen Weg des Todes fürchten, da Jesus uns vorausgeht?“

Tyrannen und ihren Schächern zu widerstehen, verlangt große Tapferkeit. Diese Charaktereigenschaft zählte schon in der Antike zu den Kardinaltugenden, denn ohne Tapferkeit kann auf Dauer keine menschenwürdige Gemeinschaft bestehen. Für Christen kommt das Bibelwort hinzu. „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ (Apg. 5,29)

Eduard Werner